This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Der junge Staatsbürger

oder:

Wie wird man ein braver Unterthan?

Den Söhnen Oesterreichs

zum

besseren Verständnisse des kaiserlichen Wahlspruches:

„Viribus unitis“

gewidmet von

Eduard von Ambach.

Mit einem Stahlstiche.

VIRIBUS
UNITIS
Ich lehre
ich wehre
ich nähre

Der junge Staatsbürger,

oder:

Wie wird man ein braver Unterthan?

Ein lehrreiches Buch

den Söhnen Oesterreichs

zum

besseren Verständnisse des kaiserlichen Wahlspruches:

„Viribus unitis“

gewidmet von

Eduard von Ambach.

Mit einem Stahlstiche.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich der Verfasser, der Eigenthümer dieses Buches ist, vor.

Wien, 1857.

Gedruckt in der Mechitharisten-Congregations-Buchdruckerei.

DB86
A4

Vorwort.

„In Gottes Huth
steht frommer Muth!“

Wie es ohne Kenntniß des Vaterlandes keine Vaterlandsliebe gibt, eben so wenig ist eine Standesliebe denkbar, wenn man nicht vollkommen von den Pflichten, dem Ernste und von der Nützlichkeit jenes Standes durchdrungen ist, dem man angehört.

Ein praktischer Anleiter, welcher Jedem seine Rechte, gleichzeitig aber auch seine Verpflichtungen klar macht, dürfte daher nur zeitgemäß und willkommen sein.

Einen solchen praktischen Anleiter gebe ich nun in vorliegendem Büchlein der männlichen Jugend Oesterreichs in die Hand, wobei ich derselben auch zeige, daß besonders in dem Lehr-, dem Wehr- und dem Nährstande jene vereinten Staatsbürgerkräfte nimmermüde wirken, wodurch nach dem kaiserlichen Wahlspruche der Staat zu einem unerschütterlichen Gebäude wird;

ja das gemeinschaftliche opferwillige Zusammenwirken dieser drei Stände bildet wahrhaftig für den Thron wie für die Wohlfahrt der Unterthanen selbst sowohl im Frieden wie im Kriege jene unzerstörbare Lebensfähigkeit, die nach jeder schweren Prüfung neu erstarkt und nach jeder erhaltenen Wunde stets fester gekräftigt gleichsam wieder neu auflebt.

Unter Friede versteht man einen Zustand der Ruhe und des Rechtes zwischen Staaten, und jeder geschlossene Friede wird auf immer, als ewiger Friede, angenommen. So wenig wir nun aber, so lange wir Bürger dieser Erde sind, zur ewigen Ruhe gelangen, eben so wenig wird der Welt die Segnung des ewigen Friedens zu Theil, und so oft auch gute edle Regenten und weise Staatsmänner sich zu einem solchen Friedensbunde einigten, gebot doch alsbald die gewaffnet auftretende Gefahr das kaum verbannte Schwert zur Abwehr wieder zu ergreifen. Verschiedene Ansichten wie z. B. über Religion und Staatsverfassung in Verbindung mit der Ehrsucht nimmersatter Eroberer ließen bis jetzt keinen ewigen Frieden zu Stande kommen, und wer in unsern Tagen mit prüfendem Auge auf der Landkarte jene Ländertheile sucht, welche zu großarti-

gen Kirchhöfen für löwenmuthig sich bekämpfende Völker geworden, während Festungen, Städte und Dörfer unter dem Donner der Geschütze in Schutt und Asche zusammenstürzten und die Folgen für die Zukunft, trotz eines endlichen Friedensschlusses, gar nicht zu berechnen sind, der spricht gewiß mit schwerem Herzen: „Von einem ewigen Weltfrieden sind wir auch jetzt noch gar weit entfernt.“

Trotz dieser Anschauung, welche die Zeitverhältnisse jedem prüfenden Denker aufdringen, soll doch jedes Volk im Geiste des ewigen Weltfriedens, d. h. so handeln, daß die Thaten desselben den Forderungen der Vernunft und der Religion entsprechen, und daß alle Streitigkeiten auf vernunftgemäße, d. h. auf gesetzliche Weise entschieden werden können.

In diesem Sinne nun hat sich schon seit Jahrhunderten in Oesterreich, welches stets nur dem guten Rechte Glück und Größe verdanken wollte, ein unwandelbares System gebildet; es läßt sich dasselbe in die wenigen Worte zusammenfassen: Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum In- und Auslande und Schutz alles zu Recht Bestehenden. Durch dieses auf den un-

erschütterlichen Fels unserer heiligen Religion gegründete System gelangte die österreichische Monarchie zu ihrem jetzigen Umfange, und die Völker alle, die sich in ihr zu einem Ganzen vereinigen, obgleich sie durch Nationalität, Sprache, Sitten und Verfassung so wesentlich von einander unterschieden sind, leben friedlich unter einem Scepter, wohl geschützt und behütet unter eines Adlers Fittigen. Liebe und Treue dem Kaiser und dem einen großen Vaterlande, dem gesegneten Oesterreich, diesen einen Gedanken tragen sie alle im Herzen, und das: „Lebehoch!" des Deutschen, das „At' žije!" des Czechen, das „Éljen!" des Ungars, das „Živio!" des Kroaten und das „Evviva!" des Italieners sagt nichts anderes als: „Es lebe der Kaiser! Heil dem Vaterlande!"

Durch die mit eiserner Festigkeit eingehaltene Befolgung des vorerwähnten Systemes ist das Bewußtsein einer großartigen Redlichkeit und ein unwandelbares Vertrauen auf Gott dem Hause Oesterreich entstanden, und gerade in den welterschütternsten politischen Epochen zeigte Franz Josef I., daß er an dem weisen gleichsam als Erbtheil von dem Hause Habsburg auf ihn übergegangenen Systeme mit hochherziger Ritterlichkeit festhalte.

Des edeln Kaisers Gesinnung ist aber auch bei Hoch und Nieder, bei Jung und Alt, in Pallast und Hütte, kurz im ganzen großen Oesterreich gar wohl bekannt, und wenn Gefahr droht, so legt jeder Unterthan, ob reich oder arm, mit Freuden sein Schärflein auf dem Altare des Vaterlandes nieder, was aus dem unglaublich schnell zu Stande gekommenen Nationalanlehen hervorgeht, auf welche Thatsache Oesterreich volles Recht hat, stolz zu sein.

Daß Oesterreich jenen verheerenden Brand, der an der untern Donau begann und bald darauf an den Grenzen Europa's tobte, nicht nur nicht schürte, sondern denselben aufrichtig und ehrlich durch seine Vermittlung zu beschwichtigen suchte, das weiß jeder Oesterreicher gar wohl, und vereinte Kräfte schafften, als die Palme des Friedens trotz aller Bemühungen von dem in die Wagschale geschleuderten Schwerte aufgewogen wurde, schnell Das herbei, was noth that, um sich für alle Fälle vorzusehen.

Obgleich Oesterreich, als jener Völkerkrieg wüthete, die Waffe nicht zückte, so war es sich doch seiner hochwichtigen Aufgabe gar wohl bewußt; in allseitig anerkannter, edler Mäßigung

begnügte es sich den Schild vor die Brust zu nehmen; aus Liebe zum Frieden und zum guten Rechte rüstete Franz Josef sein Heer zum Kriege. So handelte Oesterreich stets und so wird es auch in aller Zukunft handeln, denn lebendiger Glaube ist es ja, der den Regenten dieses weit ausgedehnten, mächtigen Reiches Weisheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit gab und fürder geben wird.

Es ist das wahrhaftig das erhabenste Bewußtsein für die Unterthanen, und wenn, was die Vorsehung verhüten wolle, auch Oesterreich, welches das Wesentlichste zu dem vorerwähnten Friedensschlusse beigetragen, wieder einmal gezwungen werden sollte, das Schwert für die Gewähr seines Grundsatzes: „Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum In- und Auslande und Schutz alles zu Recht Bestehenden", zu ziehen, so werden gewiß die Väter und Mütter freudig ihre Söhne zu dem Banner schicken, das den Doppeladler als Sinnbild der vereinten Kräfte der gesammten Kronländer des Vaterlandes zeigt. Mit patriotischen Abschiedsworten werden sie diese ihre Lieblinge begeistern, denn dieselben gehen ja dann für Gott, den Kaiser und das Vaterland, gleichzeitig aber auch zum Schutze des elterlichen Hauses.

An die jungen Staatsbürger nun, welche in den Schulen für ihren künftigen Beruf sich vorbereiten und dann entweder in das Heer eintreten oder zu Hause die Stützen ihrer Angehörigen gleichzeitig aber auch die des Staates werden, richte ich in dem Nachfolgenden meine Worte, und der Eingangs erwähnte Anleiter, den ich ihnen in die Hand gebe, dürfte bei gewissenhafter Darnachachtung gute praktische Grundsätze für's bürgerliche Leben und jene Charakterfestigkeit anpflanzen, welche besonders in den Tagen schwerer Landesbedrängnisse einen frommen auf Treue, Einigkeit und Opferwilligkeit gestützten Muth wachruft, wovon man beim Durchblättern der vaterländischen Geschichte Beispiele und Thaten verzeichnet findet, aus welchen das Walten Gottes so unverkennbar hervorleuchtet, wie dieß in den Annalen anderer Völker nicht leicht erhabener nachgewiesen werden kann.

„In Gottes Huth steht frommer Muth!"

Diese Worte, welche ihr wohl schon recht oft gehört, bekommen besonders während einer verhängnißschweren Weltlage eine gar hochwichtige ernste Bedeutung, und da keines Menschen Streben und Wirken unter einem gewaltigeren Schutze, unter einer besseren Huth stehen kann,

wie unter der des allmächtigen Gottes, ſo nähret den frommen auf patriotiſche Grundſätze geſtützten Muth in euern Herzen, dann könnt ihr, auf den Himmel und auf euers Kaiſers ritterliche, fromm-gläubige Feſtigkeit vertrauend, beruhigt und getroſt der Zukunft entgegenſehen, gleichviel, was ſie auch immer bringen möge.

Wien im März des Jahres 1857.

Der Verfaſſer.

I.

Gewalt und Recht.

Glaube und Vaterlandsliebe ſind die Grundpfeiler jedes Staates; wankt der eine oder der andere, ſo fehlt das Gedeihen, ſtehen ſie aber feſt und unerſchüttert, ſo vereinigt ſich in ihnen eine Gewalt, die in der Abwehr unbeſiegbar, beim Angriffe unaufhaltſam iſt und die ſtets dem guten Rechte, wenn man es zu Boden treten will, ſeinen Ehrenplatz im lichten Strahle der Sonne anweiſt.

Gewiß habt ihr ſchon oft von Leuten, die vorgaben euch belehren zu wollen, gehört, die Gewalt begründe kein Recht?

Inſoferne nun die Gewalt mit Kraft gleichbedeutend iſt, haben Jene, die ſo ſprachen, keine Lüge geſagt, täuſchen aber wollten ſie euch, indem ſie die Staatsgewalt zur rohen gewiſſenlos angewendeten Kraft herunterwürdigten, um ſo die Machthaber in euern Augen verdächtigen zu können.

Wenn Jemand zu einem Ungelehrten ſprechen will, in der Gewalt ſei durchaus nicht das gute Recht begründet, ſo muß er, wenn er anders nicht die ſtrafbare Abſicht hat einen böſen Samen in harmloſe Herzen zu ſtreuen, auch hinzuſetzen, daß lediglich in dem Gebrauche, welcher von der Gewalt gemacht wird, das gute Recht ſeine Begründung finde. Dieſer Nachſatz wird aber gewöhnlich und ſchon deßhalb verſchwiegen, weil Solche, welche wackere Unterthanen aus dem Kreiſe ihrer Standespflichten drän-

gen wollen, eben ſelbſt auf dem Punkte ſtehen, Kräfte für verwerfliche Zwecke um ſich zu ſammeln, durch den Mißbrauch der Gewalt das beſtehende Recht zu verletzen und ſo Unglück und Elend über das Land zu bringen.

„Was brauchen wir Regenten und Fürſten," ſprechen ſolche Verführer, „in der glücklichen Urzeit gab es nur freie Leute, die den Ackerbau, die Viehzucht und die Jägerei trieben und kein Bedürfniß fühlten nach einem Regenten zu begehren."

Auch bei dieſer Behauptung findet man wieder die Wahrheit neben der Lüge. Wahr iſt es nämlich, daß in der Urzeit die Leute nach Gefallen den Ackerbau, die Viehzucht, die Jägerei oder Fiſcherei betrieben, ohne daß ſie unter einem Scepter ſtanden; nichts deſto weniger aber fand gerade in jener Urzeit das Hoheitsrecht, verbunden mit der Herrſchergewalt, ſeine Begründung. Um euch das nun recht klar und leicht faßlich zu machen, ſei Nachfolgendes geſagt.

Kaum war das Eigenthum entſtanden, ſo wurde man auch ſchon gezwungen, Das, was man beſaß, gegen die Gewaltthätigkeit zu vertheidigen. Die Grenzmarken Ackerbau und Viehzucht treibender Leute waren häufig Einbrüchen von Jäger- oder Hirtenſtämmen ausgeſetzt, während im Innern des Landes ein mächtiges Familienhaupt ſäßhaft war, welches ausgedehnte Beſitzungen inne hatte, die aber von den Räuberhorden nicht erreicht werden konnten, weil Ströme und leicht zu vertheidigende Gebirgspäſſe ihren Einfällen Schranken ſetzten. Andere umfangreiche und auf gleiche Weiſe geſchützte Beſitzungen gehörten den Söhnen und Eidamen jenes mächtigen Familienhauptes; groß war auch die Zahl der Hinterſaſſen, Knechte und Arbeiter,

denen man gegen bestimmte Dienstleistungen so und so viele Acker Landes angewiesen hatte.

Obgleich nun jenes mächtige Familienhaupt sammt seinen Söhnen und Verwandten unangefochten auf den vorerwähnten gegen jeden räuberischen Einfall gesicherten Besitzungen hätte leben können, so ging diesem wackern Manne doch das Elend in den Grenzbezirken nahe. Ein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Bedrohten ward in seiner Brust rege und er beschloß die frech gestörte Ordnung wieder herzustellen und das Eigenthum zu beschirmen. Das war nun doch gewiß ein recht hochherziger Entschluß, welcher aber noch eine höhere Würde durch den Umstand erhält, weil jener Mächtige, als er eben den Plan zu retten entwarf, erfuhr, die Jäger- und Hirtenstämme fallen in Haufen, welche weit zahlreicher seien als jene, die ihm zur Abwehr zu Gebote stehen, in den Grenzländern ein, wo sie Alles schonungslos mit Feuer und Schwert verheeren. Das Gefühl der eigenen Schwäche löschte jedoch das Vorhaben, Bedrängten beizustehen, in seinem Herzen nicht aus, und außer seinen Angehörigen und Verwandten, die er bereits alle zur Abwehr des Mißbrauches der Gewalt aufgeboten, wendete er sich auch an andere mit ihm nicht verwandte Familienhäupter. Durch reiche Gaben an Korn und andern werthvollen Dingen gelang es ihm, sie zu bewegen, mit ihm zur Rettung der Grenzbewohner zu ziehen. Mit einer ehrfurchtgebietenden Macht rückte er sodann ungesäumt in's Feld, und in den Kämpfen, die nun folgten, stellte es sich heraus, daß er nicht nur ein todesmuthiges Herz, sondern auch ein angeborenes Feldherrntalent besitze, vermittelst welchem er den Raubstämmen so empfindliche Nieder-

lagen beibrachte, daß sie fürder scheu den Boden mieden, wo sie für ihre Unthaten so harte Schläge empfangen.

Wer wird es, frage ich an dieser Stelle, wohl wagen zu behaupten, daß die durch so viel Hochherzigkeit geretteten, fruchtbringender Arbeit und einem gesicherten Lebensglücke wieder gegebenen Grenzbewohner für die Befreiung von Feuer und Schwert dem großen Familienhaupte keinen Dank, keine Anerkennung schulden; ihm, dem opferwilligen Manne, der weder seine Reichthümer noch sein Blut, noch das Leben seiner Söhne und Verwandten in den Kämpfen für die Wohlfahrt Anderer geschont hatte? Wer wollte, frage ich ferner, zum Hohne des menschlichen Herzens und der menschlichen Vernunft sagen, daß das große rettende Familienhaupt durch eine so segenbringende Verwendung seiner Kraft, seiner Gewalt und seines Ansehens gegen die, welchen er so unschätzbare und durch nichts zu bezahlende Wohlthaten erwiesen, sich keine Rechte erworben? —

Gewiß wird Niemand eine derartige Einsprache wagen und selbst, wenn es der Fall wäre, fände eine solche in der Geschichte eine sogleiche Widerlegung, denn bei Vorkömmnissen, wie ich sie eben beispielweise geschildert, folgte dem Verdienste alsbald die Anerkennung der durch die That bewiesenen überlegenen Größe; die Schwachen und des Schutzes Bedürftigen fanden es nämlich ganz in der Ordnung, daß sie dem gehorchten, der in den Tagen der Gefahr sie vertheidigen und vor dem Untergange behüten sollte.

Aus diesem Beispiele, genommen aus der Urzeit, in welcher, wie bereits erwähnt, das Hoheitsrecht und die Herrschermacht begründet wurden, geht nun, wie ich

glaube, selbstverständlich hervor, daß die Gewalt, welche weise und wohlthätig angewendet wird, welche erhaltend, schützend und rettend wirkt, heilige unumstößliche Rechte begründe. Die Natur des Menschen müßte ja sonst, und das widerspricht eben sowohl dem Bewußtsein als der Erfahrung, so beschaffen sein, daß Wohlthaten nothwendig Haß und empfangene Segnungen bittere Feindschaft erregen, was doch nur bei grundverdorbenen Geschöpfen der Fall ist.

In der Urzeit, in jener vorchristlichen Welt, gebrauchte nun freilich mancher Machthaber die Gewalt in dem Sinne, wie ein Riese die Keule, mit welcher er Alles niederschmettert, was ihm mißfällt. Es war das auch eine natürliche Folge der damals herrschenden Sittenrohheit; ein Völkerrecht, wie wir es kennen, war nämlich gar nicht vorhanden, und die Idee, daß jeder Staat die Aufgabe habe, die Erreichung der höchsten und edelsten Menschenzwecke allseitig zu erzielen, war völlig unbekannt. Es ist diese Idee lediglich eine Schöpfung des Christenthumes, welchem es vorbehalten war die maßlose Herrschaft des Uebermuthes und der Willkür zu brechen, in das Vernunftlose das Vernunftgemäße und in die Anarchie das Gesetz zu bringen. Indem es auf die Heiligung des innern Menschen hinzielt, kam ein rein geistiges, in seiner Fortbildung unzerstörbares Element in die Welt, und jeder Staat, in dem es wirkte, ward zum Besseren verwandelt. Jahrhunderte vergingen jedoch, bis das Christenthum die europäische Staatenwelt so durchdrang, daß die Völker gleichsam einen gemeinsamen höchsten Zweck erkannten, zu dessen Verwirklichung sie von der Vorsehung ins Leben gerufen wur-

den. Dieſer Zweck iſt: Alleinige Herrſchaft des Rechtes ſowohl im Innern der Staaten wie in ihren Verhältniſſen zu einander; ferner Veredlung der Menſchheit, erzielt durch den Schutz der Kirche, der Wiſſenſchaft und jeder edeln Thätigkeit, welche die Förderung des Wohlſtandes und eines glücklichen Daſeins anſtrebt. Nachdem nun aber dieſer höchſte Zweck einmal erkannt iſt, kann die Leuchte des lebendigen Glaubens, welche ſchon vor beinahe 2000 Jahren das Dunkel des Alterthumes erhellte, nie mehr in die Nacht zurückſinken, denn ſo viel Mühe ſich eine gottesläugneriſche Philoſophie auch gibt, wird es ihr doch nicht gelingen die Lehre des Evangeliums unter der Menge in Verachtung zu bringen. Am allerwenigſten dürfte das hier zu Lande der Fall ſein, denn ſchon von Alters her hatten ja die Regenten Oeſterreichs in der Religion allein jenen Troſt geſucht und gefunden, der gar häufig dem irdiſchen Glanze verſagt iſt. Auf der Höhe ihrer Throne mehr als einmal an den Rand des Unterganges gedrängt, hatten ſie den Finger Gottes in den oft plötzlichen Wendungen der Geſchicke erkannt, die ihrer gerechten Sache gleichſam wie durch ein Wunder den Sieg verliehen. So kam es, daß die Monarchen Oeſterreichs fortan von dem religiöſen Geſichtspunkte, der ihr ganzes Sein und Denken beherrſchte, den hohen Beruf auffaßten, der ihnen in ihrer erhabenen Stellung oblag. Statt der engherzigen Politik des zeitlichen Vortheiles gaben ſie ihrem Streben und Handeln die Lehre des Chriſtenthums zur Grundlage. Sie ſahen ſich gleichſam als Bevollmächtigte Gottes an, und wenn auch oft ſchwer bedrängt, ſiegten ſie doch ſtets in demſelben Zei-

chen, wie einst der große Kaiser Konstantin, dessen Uebertritt zum Christenthume den Zerfall des Heidenthumes beschleunigte.

Nun werdet ihr erfahren wollen, was das für ein Zeichen ist, und ich will es denen, die es nicht wissen, sagen.

Kaiser Konstantin sah nämlich einst, kurz bevor die Schlacht begann, am mittägigen Himmel ein flammendes Kreuz mit der Inschrift: „**In hoc signo vinces**", was zu deutsch heißt: „In diesem Zeichen wirst du siegen." Mächtig ergriffen ließ da Konstantin ein Kreuz an seine Fahne heften und — siehe da — er siegte über den weit überlegenen Feind und gewann Rom und Italien.

Die Inschrift jenes Kreuzes nun, das aus dem ehrwürdigen Dämmergrau der Vorzeit zu uns hereinragt, ist in den Herzen der Beherrscher Oesterreichs zur lebendigen Ueberzeugung und zu einer Art Cultus geworden. Diese fest gewurzelte Ueberzeugung hielt sie stets von dem Mißbrauche der ihnen von Gott übertragenen Gewalt ab; nur weise und wohlthätig, nur erhaltend, schützend und rettend wendeten sie dieselbe zum Heile ihrer Völker an und begründeten so stets wachsende unumstößliche Rechte dem Throne und jene patriotische opferwillige Liebe, die bei jedem wackern Oesterreicher gleichsam in die Seele und in das Blut übergegangen ist.

Was jenes früher angeführte mächtige Familienhaupt in der Urzeit den durch Feuer und Schwert bedrohten Grenzbewohnern gewesen, waren Oesterreichs Kaiser in weit größerm Maßstabe stets ihren Völkern; freudig brachten sie jedes Opfer für die allgemeine Wohlfahrt, ritterlich kämpfend erblickt man sie an der Spitze ihrer Heere, und

das Blut manches Erzherzoges floß in der Vertheidigung des Doppeladlers auf dem Schlachtfelde. Durch zahllose Opfer errungen und mit dem Blute vieler erhabener Glieder des Kaiserhauses besiegelt ist sonach die Liebe der Völker Oesterreichs, in welchem die höchste Gewalt das gute Recht begründete und erhielt, stets geharnischt da auftretend, wo der Mißbrauch der Gewalt im Innern oder von außen die Völkerwohlfahrt bedrohte oder wo das politische Gleichgewicht von riesenhaftem Ehrgeitze angegriffen ward.

Neben dem Christenthume und dem Rechte, aber gleichfalls in beiden wurzelnd, ist das System des politischen Gleichgewichtes eines der wesentlichsten Schutzmittel für unsern Welttheil, und wenn ein Sohn Oesterreichs die Vaterlandsgeschichte zur Hand nimmt und die Reihe großer Männer auf dem Throne, im Rathe, an der Spitze der Heere, in der Kirche und im Bereiche des Wissens durchgeht, die seit Jahrhunderten bestrebt waren dieses System durch den Segen weiser Gesetze zu kräftigen und durch die Gewalt gerechter Waffen vor Zerrüttung zu bewahren, so wird er bei der Betrachtung jener ritterlichen und weisen Männer der heimatlichen Vorwelt die unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen, die Gewalt sei in seinem Vaterlande stets mit dem guten Rechte Hand in Hand gegangen.

Gewiß kann es für den Unterthanen eines Landes nichts Trostreicheres geben, und wer bei solchen Betrachtungen auf das Streben und Wirken des thatenentschlossenen jetzigen Monarchen Oesterreichs übergeht, in dem die Ritterlichkeit Maximilians I. gepaart mit der Weisheit,

Frömmigkeit und Herzensgüte des unvergeßlichen Kaisers Franz zu einem selten vollendeten Ganzen sich vereinigen, und in dessen Hand die höchste Gewalt gleichsam ein Hort für die Kirche wie für das gute Recht ist, fühlt sich unwillkürlich zu dem Ausrufe gedrängt: „Gott erhalte ihn lange zum Heile der durch ihn beglückten Völker!“

II.

Das Gesetz.

Alle jene Dinge, die dem Leben und der Entwicklung unserer geistigen oder gewerbsamen Thätigkeit entgegentreten, erscheinen dem Menschen gewöhnlich als schwere Leiden, von welchen Jeder verschont bleiben möchte.

In tausend Fällen bildet nun aber Das, was die Menschen als unerträgliche Leiden bezeichnen, den Durchgangspunkt zu einer höheren Stufe der moralischen Entwicklung, und da solche Leiden für sie gar heilsam sind, so dürfte hier der christliche Glaube die einzige richtige Ansicht und somit die kräftigste Beruhigung geben, denn er allein setzt das Leben auf seinen wahren Gehalt zurück; die Leiden der Erde sind ihm nichts weiter als rasch dahinziehende Wolken, die theils als Prüfungen, theils als Büßungen auf höhere Lebenszwecke sich beziehen, weßhalb auch der echte Christ nicht von solchen Leiden gänzlich befreit, sondern

nur von dem Uebel der Sünde erlöst sein will, um was er täglich im Vaterunser den lieben Gott bittet.

Da nun der christliche Glaube lediglich in der Sünde allein ein wahres Uebel erkennt, welches den Menschen dadurch unaussprechlich elend macht, indem es ihm die Gottesfurcht raubt und ihm zugleich die Gnade des Herrn entzieht, während derselbe Glaube die als unerträglich bezeichneten Leiden des Lebens von Gott ableitet und in ihnen gleichsam Bindungsmittel zur Kräftigung und Verherrlichung der Tugend erkennt, so wird wohl Mancher, der auch ohne diese tief religiöse Anschauung sich recht gescheid dünkt, fragen, ob sich denn der große allmächtige Gott um Kleinigkeiten, um die Mängel der Menschen, bekümmere.

Hierauf läßt sich nun nichts weiter entgegnen, als daß das Wort „Kleinigkeiten" nur in rein menschlichen Begriffen existirt, die jedoch vor Gott nicht bestehen. In Gottes Welt und in seinem Weltenplane gibt es keine Kleinigkeiten; hier ist Alles wichtig, denn selbst das Unscheinbarste ist ja ein Theil des wunderbaren Ganzen.

Nach welchem Plane Gott die Welt regiert, das vermag nun freilich der Mensch eben so wenig zu begreifen als immer einzusehen, weßhalb nach dem Willen des Herrn Dieses oder Jenes geschieht; es ziemt ihm daher demuthsvolle Unterwerfung unter die Hand der Allmacht, ein treues Festhalten an den Geboten Gottes und ein gläubiges kindliches Vertrauen, daß Alles, was die Vorsehung thut, zum wahren Besten gereicht.

Ich sage das ziemt dem Menschen seinem Schöpfer und Erlöser gegenüber, leider aber sieht man den göttlichen Gesetzen häufig noch weit weniger Rechnung tragen als den

weltlichen. Man braucht überhaupt nur das Wort „Gebot“ oder „Gesetz“ auszusprechen, so sind alsogleich Tausende bereit, in diesen Bezeichnungen einen Zwang und eine Beschränkung der persönlichen Freiheit zu erkennen, wobei es nicht an Lobpreisungen längst verschollener Jahrhunderte fehlt, wo, wie solche irrthümlich behaupten, Jeder glauben und thun konnte, was er wollte; in grenzenloser Verblendung halten sich solche Leute trotz ihrer grundfalschen Ansicht noch für ungemein gelehrt, beweisen aber gerade dadurch ihre bedauerliche Unkenntniß in der Geschichte, denn die Gesetze wurden ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern als heilig anerkannt. Die erleuchtetsten Männer aller Jahrhunderte haben dieselben stets in Schutz genommen, und mit scharfen Worten findet man an unzähligen Stellen in der heiligen Schrift des alten Bundes Aneiferungen zur Beobachtung und Heilighaltung der Gesetze. Wer nun da glaubt, es sei hier nur von den göttlichen Gesetzen die Rede, der möge bedenken, daß die Gebote Gottes und alle Anordnungen, welche Moses unter dem Beistande des Ewigen traf, zugleich die Gesetze des Staates waren. Wo also in jener vorchristlichen Welt von Gesetzen und Geboten geredet wird, kann man, ohne irgend einen Irrthum zu begehen, annehmen als wenn von den Gesetzen nach unserer heutigen Ansicht geredet würde.

„Du sollst thun, was dir Jene sagen, welche Vorsteher sind an dem Orte, wohin sie Gott gestellt hat.“ So heißt es in einer Stelle des alten Testamentes und der heilige Paulus sagt: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet

Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst Verdammung zu."

Hieraus erhellt, daß die heilige Schrift des neuen Testamentes nicht anders spricht als die des alten, denn Jesus Christus hat ja durch sein ganzes heiliges Leben und durch sein Beispiel die Gesetze geheiligt und auch seinen Aposteln befohlen ihm nachzufolgen. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," sprach der Herr, und wenn die Apostel von der Achtung gegen die Obrigkeiten und von dem Gehorsame, welchen man denselben schuldig sei, reden, so verstehen sie darunter nichts Anderes als die Gesetze, deren Vollstrecker und Aufrechterhalter die Obrigkeiten sind.

Wie allenthalben in der Schöpfung, so ist auch im Leben der Staaten das Gesetz der ordnende Geist—die Seele des Ganzen, und die Idee einer Freiheit, welche die Rechtspflicht ausschließt, ist nichts weiter als ein Gott und dem Menschenwohle feindlicher Dämon, der nur zerstört, nichts aber aufzubauen vermag.

Schon durch die Thatsache der Geburt sind alle Gebornen nicht mehr ohne Rechtspflichten, und mit ihrer Ernährung und Aufziehung steigen dieselben gegen Gott, der die zarten Leben erhält, und gegen Jene, die sie Vater und Mutter nennen. Mithin sind schon die Kinder nicht unbedingt frei, sondern sie gehören Gott, dem Beschirmer ihres Lebens, und hangen zunächst von dem Willen ihrer Eltern ab.

Ein ganz ähnliches Verhältniß waltet nun auch in Bezug auf den Staat ob, in welchem der Mensch geboren ist. Schon über der Wiege des Säuglings wacht das Ge-

ſetz, welches ein wohlgeordnetes Gemeindeweſen auch über jene harmloſe Kindheit ausdehnt, die noch nicht einmal die Hand zum Munde zu führen vermag.

Wahrhaftig, all' die Wohlthaten, welche aus der Zuſammenwirkung vereinter Kräfte, Mittel und Einſichten fließen, um im Staate alle Rechte zu ſichern und das höchſte erreichbare Maaß von Sittlichkeit und Wohlbefinden herzuſtellen, kommen dem Aufwachſenden zu Gute, und wenn er dann endlich auf eigenen Füßen ſtehen, und ſich den nöthigen Lebensunterhalt durch den rechtlichen Gebrauch ſeiner Kräfte oder ſeiner Kenntniſſe ſelbſt erwerben kann, ſo verdankt er Alles, was er iſt und hat, nebſt Gott und den Eltern dem Staate; in einer tiefen Rechtsſchuld ſteht er ſonach gegen denſelben und als ſchlechten Dank ſollte er ſich nun nach Willkür und Gefallen gegen die beſtehenden Geſetze auflehnen, ſie beachten oder mißachten dürfen? Mißachten jene Geſetze, unter deren Schutz er heranwuchs und die ihm Alles gewähren, was die Menſchenwürde fordert, nämlich, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, das Recht der freien Wahl des Berufes und viele andere in moraliſcher und rechtlicher Beziehung werthvolle Güter? Wahrhaftig, das wäre ein ſchwarzer häßlicher Undank, und dennoch verſtehen die Neuerer die Freiheit ſo. Dieſes ihr verwerfliches Prinzip ſtützen ſie auf die beiden Sätze: „Alle Menſchen ſind von Natur aus politiſch frei" und dann: „Da an der Geſetzgebung und Regierung eines Staates nicht Alle Antheil nehmen dürfen, ſo ſeien die getroffenen Satzungen auch nicht für Alle bindend."

Es iſt faſt unglaublich, daß derartige Behauptungen nur irgendwo ein williges Gehör finden, da jedoch die trau-

rige Erfahrung leider das Gegentheil beweist, weil wirklich die ungereimtesten Dinge häufig schon hinreichten, um einen gefährlichen Sturm gegen die bestehende gesetzliche Ordnung hervorzurufen, so dürfte eine einfache Jedermann einleuchtende Erklärung nicht überflüßig erscheinen. Das eben erwähnte Prinzip böswilliger Neuerer, welches den herangewachsenen jungen Staatsbürger politisch frei erklärt und es seiner Willkür überläßt die Gesetze, die er nicht mitmachen half, zu halten oder zu mißachten, widerlege ich in Nachstehendem. Niemand kann sich den Staat, in dem er geboren wird, wählen, eben so wenig Vater und Mutter von seiner Wahl abhängen. Gleichwie er nun von seinen Eltern seit der Stunde, in welcher er in das Dasein kam, Wohlthaten empfangen, denen Rechtspflichten entsprechen, ist das auch in Bezug auf den Staat der Fall.

Ehe der Mensch nur im Stande ist, das Gute vom Bösen und das Recht vom Unrechte zu unterscheiden, ist er dem Staate längst zu einer großen Rechtsschuld verpflichtet. Trotz dessen sollte er sich nun aber gegen jene festen Bestimmungen auflehnen dürfen, welche die Weisheit und die erkannte Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, der Vervollkommnung und des Schutzes Aller diktirte, er, der nichts zu all' Dem beigetragen, was ihm Wohlthätiges wiederfahren. Um das zu dürfen, müßte er zuerst in Bezug auf sich selbst den ursprünglichen Zustand herstellen, d. h. ungeschehen machen, daß der Staat ihm Wohlthaten erwies und sich eben dadurch Rechte auf ihn erwarb; da aber das nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, so ist die allergeringste Forderung, welche der Staat das Recht hat an ihn zu stellen, daß er an den Gesetzen nicht rüttle, die die Seele des

Staatenlebens sind; ferner daß er die Verfassung, die sich seit Jahrhunderten, je nach deren jedesmaligen Verhältnissen, erhaltend und segensreich gezeigt hat, nicht nur nicht durch Thaten angreife, sondern auch kein Wort über seine Lippen kommen lasse, welches Unzufriedenheit erregen und Neuerungssucht anfachen könnte.

An dieser Stelle kann ich mich nun nicht enthalten den jungen Staatsbürgern Oesterreichs zuzurufen: „Verschließet für alle Zeit euer Ohr einer böswilligen Neuerungssucht, die euch die Treue gegen Gott und Vaterland raubt, und die an die Stelle einer lebendigen segensreichen Ordnung, vermittelst welcher die Staaten sich glücklich entwickelten, ein Nebelgebilde setzt; die euch ferner die ganze Vergangenheit euers glorreichen Vaterlandes und die Gesinnung eurer frommen patriotischen Eltern mißachten, die Gegenwart hassen und die von Gott und Rechtswegen vorhandene Regierung als Feind betrachten lehrt! In ihrer Schlußfolge führt diese verwerfliche, von den Geboten Gottes sich abwendende Lehre mit Grauen erregender Herzlosigkeit zum Umsturze alles Bestehenden, ohne nur im Stande zu sein einen einzigen ganzen Stein, der sich nicht schon bei der ersten Probe des Hammers als morsch, als schlechtes Material zeigt, zu einem festen Baue herbeischaffen zu können.“

Es ist wahrhaftig, als ob aus dieser den Bestimmungen der Allmacht und der Gewissensruhe der Menschen feindlichen Lehre der Hauch des Beinhauses wehe und der Staub des Modors aufflöge.

Welche reine Luft sonnenüberstrahlter Höhen athmet man im Gegensatze freudebewegt und dankerfüllt ein,

wenn man, von den Schwingen der Geſchichte empor-getragen, die Staaten in ihrer lebendigen ſegensreichen Ordnung überſchaut, die ſeit Jahrhunderten voll ſelbſtbeſtimmender Macht gleich den Sternen Gottes glänzen, deren Schein weder der dichteſte Nebel noch der ſchwärzeſte Gewittermantel auf die Dauer zu trüben vermag.

Seht, was ein Staat im Großen, iſt eine Fabrik im Kleinen, und wie in der letztern nichts zuſammengeht und Unordnung und Verwirrung entſtehen, ſobald man ſich nicht pünktlich den Beſtimmungen des Werkführers unterzieht, ſo verhält es ſich auch mit dem Staate, wenn die Neuerungsſucht die Oberhand gewinnt und die Ordnung des Beſtehenden dadurch geſtört wird, daß die Einen Das, Andere Jenes wollen, Niemand aber ſeinen Pflichten mehr nachkommen will, ohne deren gewiſſenhafte Erfüllung das ganze Obdach für die Wohlfahrt aus den Fugen geht, und rauhe Stürme und böſe Gewitter ſchutzlos Jene treffen, die vermeſſen den Hort ihrer Geborgenheit zerſtört.

Ein Bild der vollkommenſten Ordnung iſt eine Fabrik, wenn jeder Arbeiter ſeine Schuldigkeit thut, was nicht allein den Nutzen ſeines Herrn, ſondern auch den des Arbeiters ſelbſt fördert. Dasſelbe gilt auch für den Staat, denn wie die Arbeiter einer Fabrik, wollen auch alle Mitglieder der großen Geſellſchaft, die man Staat nennt, ihr Auskommen haben; auch hier ſehnen ſich Alle nach Wohlfahrt, Jeder wünſcht, daß ihm kein Unrecht zugefügt, ſein Eigenthum nicht angetaſtet werde und Alle wollen ihr Leben und Das, was die Gewerbſamkeit und der Fleiß ihnen einbringen, in Ruhe und Sicherheit genießen. So einleuchtend und billig nun dieſer Wunſch iſt, kann er jedoch nur dann in Erfüllung gehen, wenn

Alle mit vereinten Kräften an den Satzungen jenes ordnenden Geistes festhalten, der mit starker Hand das Ganze regiert; sobald aber Jeder nach Belieben bald so oder so handelt, so gibt es Störungen für das allgemeine Wohl. Der Streit der Parteien und die hereingebrachten Wirren untergraben den Credit, und in der Furcht sauer Erworbenes verlieren zu können, verschließt die Selbstsucht dem Vertrauen die Thüre. Die Bekämpfung der Widerspenstigen legt dem Staate schwere Lasten auf und das böse Beispiel verderbt die Herzen der Jugend.

Welch' eine ungeheure Verantwortung laden sich daher Jene auf die Seele, die an solchen Uebelständen die Schuld tragen, und wie unglücklich machen sie sich selbst. Ja unaussprechlich unglücklich machen sie sich, denn wer durch eine freiwillige böse Handlung das Gesetz verletzt, tritt vorsätzlich aus der Ordnung heraus, lehnt sich gegen den Willen Gottes auf und weicht gleichsam von der ihm angewiesenen Bahn ab, um in grenzenlosem Wahne im Dunkeln nach einem Glücke zu suchen, wobei er in den Abgrund des Verderbens stürzt.

Deutlich zeigten uns dies jene politischen Stürme, unter welchen Oesterreichs jetziger Herrscher den Thron seiner Ahnen bestieg, jene Stürme, wo die Zerrissenheit der Parteien das große, schöne, mächtige Oesterreich an den Rand des Abgrundes drängte, in welchen aber nach dem Rathschlusse der Vorsehung, die stets Habsburgs Thron beschirmte, jene Vermessenen stürzten, die, Gott und ihrem Bürgereide untreu, den unnatürlichen Bruderkampf entfesselt hatten.

Auf festem Felsengrunde steht nun wieder die mit so viel bösem Willen, mit einer so verderblichen Macht

bekannte und mit dem Schilde des Doppeladlers geschmückte Burg, und der fleißige Landmann wie der gewerbsame Städter blicken unter einem tiefgefühlten: „Gott erhalte!" zu diesem Horte der Sicherheit auf, der seine Strahlen belebend über viele zu einem Ganzen fest vereinigte Völker ausgießet.

Dieser feste Felsengrund ist nichts anderes als die altösterreichische Treue, das „viribus unitis" des kaiserlichen Wahlspruches; die Burg mit dem Doppeladler auf mächtigem Schilde, das ist der österreichische Kaiserstaat und die Strahlen, die sich neu belebend und beglückend über die zu einem Ganzen vereinigten Völker ausgießen, sind die Weisheit, die Milde und die auf das Gesetz und auf die Religion gestützte Ritterlichkeit Franz Josefs gepaart mit der engelgleichen Herzensgüte der allgeliebten Landesmutter.

Daß die Gesetze göttlichen Ursprunges sind, das habe ich bereits genügend erörtert und nun setze ich noch hinzu, daß nur Jene Gott wirklich lieben, welche die Gesetze heilig halten, denn es genügt wahrhaftig nicht, wenn Einer bloß ausruft: „Mein Herr und Gott ich liebe Dich!"

Gesetzt den Fall ein braver frommer Vater hat zwei Söhne, die er nach den ihm innwohnenden religiösen Grundsätzen erzogen und nicht müde ward, ihnen während der gewerblichen Beschäftigung fast stündlich solche Ermahnungen und Lehren zu geben, die bei praktischer Darnachachtung die Seele und den Körper gesund und das Gewissen rein erhalten. Jeder dieser Söhne ist nun seinem guten Vater innig zugethan und dennoch kann der Vater nur mit einem zufrieden sein, welcher seine Dankbarkeit, Achtung und Anhäng-

lichkeit dadurch bethätigt, daß er ſtreng gewiſſenhaft all' Das erfüllt, was der Vater ihm als Pflicht und Schuldigkeit gegen Gott und Menſchen bezeichnet, während der andere wohl dutzend Male des Tages ſeinen Vater verſichert, er ſei ihm von ganzem Herzen zugethan, ſonſt aber thut und treibt, was ihm gefällt. Das kann nun freilich dem wackern Vater nicht genügen und es wird und muß eine Stunde kommen, in welcher er zu dem letztern ſeiner beiden Söhne mit Wehmuth und Entrüſtung ſpricht: „Schweig mir; du biſt ein Heuchler. Die Verſicherungen deiner Anhänglichkeit lauten aus deinem Munde wie Spott, denn nachdem du ſie geſprochen, bethätigſt du deine Mißachtung dadurch gegen mich, daß du keine meiner Ermahnungen und Vorſchriften befolgſt und mir durch deinen verkehrten Lebenswandel viel Herzenleid, Kummer und Sorgen bereiteſt. Geh' in dich und beſſere dich; nimm' dir an deinem Bruder ein Muſter, der mich nicht in ſchmeichelhaften Worten, ſondern dadurch ehrt, daß er nach jenen Grundſätzen lebt, die ich während euerer zarten Kindheit in euere Herzen gepflanzt und mit euch groß gezogen!"

So, wie dieſer Vater zu dem heuchleriſchen ſeinen Geboten ungehorſamen Sohne, redet Gott durch die Stimme des Gewiſſens zu uns, und in gleichem Sinne des hier gegebenen Beiſpieles wird die Liebe zum Vaterlande nicht blos dadurch bethätigt, daß man ſie auf der Lippe trägt und ſich brüſtet ein guter Patriot zu ſein, ſondern lediglich dadurch, daß man ſeine Pflichten treu erfüllt, in den Tagen der Gefahr kein Opfer ſcheut und zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen die Geſetze heilig hält.

Was dem Seefahrer der Leuchtthurm iſt, welcher ihm in der dunkelſten, troſtloſeſten Nacht den ſichern Eingang in

dienſt" häufig in einer wahrhaft ſchändlichen Weiſe mißbraucht und von den gewiſſenloſeſten Leuten ſtets im Munde geführt wird, ſo frage ich zuvörderſt, was heißt arbeiten?

Arbeiten heißt ſeine geiſtigen oder körperlichen Kräfte zur Erreichung eines beſtimmten rechtlichen Zweckes anſtrengen, und da die Arbeit die Quelle des allgemeinen Wohlſtandes, das allgemein erwerbende Kapital iſt, welches nach Geſchicklichkeit und Auswahl der Arbeit mehr oder weniger Zinſe einbringt, ſo beſchädigt Jeder das allgemeine Wohl, der müſſig und arbeitsſcheu die Hände in den Schooß legen, nichts deſto weniger aber an allen Segnungen theilnehmen will, welche der Verſtand und der Fleiß rechtlicher und gewiſſenhafter Menſchen hervorbringt.

Die Arbeitſamkeit iſt ein eben ſo ſicheres Verwahrungsmittel vor Sittenverwilderung, als vor Noth und Dürftigkeit, und wer nur einen Funken von Ehrgefühl in der Bruſt trägt, der wird ſich nie dem Müſſiggange hingeben und Andern zumuthen, daß ſie ihre Kräfte anſtrengen, damit er in gemächlicher Unthätigkeit die Tage hinbringen könne.

Betrachtet man z. B. den fleißigen Landmann — ihn, der ſchon mit dem erſten Frühroth den Ackergaul aus dem Stalle führt, vor den Pflug ſpannt und hinauszieht auf ſein Feld, das er im Schweiße ſeines Angeſichtes umbricht, beſaamt, von Unkraut rein hält und dann in einem frommen Aufblicke zum Himmel Gott bittet, den Fleiß ſeiner Hände gedeihen zu laſſen und ſeine Saaten und Wieſen vor Ungewittern und Hagelſchlag zu bewahren — wie achtungswürdig ſteht dieſer Mann, der unter harter, ſchwerer

Arbeit, unter bitteren Entbehrungen ſeinen Berufspflichten nachkommt, im Leben da? — Wie viel Mühe, wie viel Sorge und wie viel Schweiß hängt an ſeinem Geſchäfte, und wenn er nun endlich im Herbſte unter dem Schutze der Vorſehung die ſchweren Garben heim zur Scheune führt, die Aehren ausdriſcht, die Fruchtkörner vom Staube reinigt und die gefüllten Säcke zur Mühle bringt, um ſich das liebe Brot für den Bedarf des Hausweſens backen zu können, was würde er, frage ich, einem Faulenzer antworten, der während des ſchönen Frühlings, während des heißen Sommers und während der herbſtlichen Erntemonate müßig ging nun aber während des langen Winters das ſauer erworbene Brot mit ihm eſſen wollte? — Müßte nicht ein Blick der tiefſten Verachtung den Müßiggänger treffen, und wäre etwa der fleißige Landmann gegen einen Solchen zu hart, wenn er ihm friſch herausſagte: „Willſt du eſſen, ſo arbeite, denn ich theile nach Kräften mein Brot nur mit der würdigen hilfloſen Armuth, mit kranken, gebrechlichen und altersſchwachen Leuten, die nach dem Gebote des Herrn auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenſchen angewieſen ſind, nicht aber mit Tagdieben, welche unſerm lieben Herrgott die Stunden abſtehlen, die Er ſie geſund verleben läßt."

Eine ſolche Sprache wäre gewiß keine Liebloſigkeit, ſondern eine Abfertigung von Rechtswegen, denn der Müſſiggänger hat ja weder auf die Achtung noch auf die Theilnahme ſeiner Mitmenſchen einen Anſpruch; er beſchädigt ſonach durch ſeine Trägheit nicht nur den allgemeinen Wohlſtand, dem er ſeine Kräfte entzieht, während er doch Spei-

se, Trank, Kleidung, ein Obdach und gewöhnlich mehr Bequemlichkeit haben will, als ein fleißiger Mensch, sondern er beschädigt sich am allerempfindlichsten selbst, indem er seine Ehrgefühllosigkeit durch sein müßiges Leben allen Leuten kund gibt; er wird gleichsam der Todschläger seines guten Rufes, ohne welchen das Leben für jeden moralischen Menschen zur unerträglichen Last wird. Da nun aber gewöhnlich ein Solcher, bereits zu tief gesunken, diese Last, diese unerträgliche Unbehaglichkeit nicht fühlt und sich selbst das empörende Zeugniß schreibt, er könne auch von aller Welt verachtet leben und befinde sich noch obendrein ganz wohl dabei, so beweist er gleichzeitig, er habe aufgehört ein moralisches Wesen zu sein.

Alle Größe und Herrlichkeit des Menschen beruht auf dem klaren Bewußtsein, daß er ein sittliches Wesen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und zu steter Vervollkommnung berufen sei. Wem dieser Glaube verloren geht, der entäußert sich der Menschenwürde und sinkt zum Thiere herab; ja ein beharrlicher Müssiggänger steht noch unter dem Thiere, denn er stört ja jene Ordnung, die in dem Zusammenwirken vereinter Kräfte das Wohl der Staatsangehörigen sichert; jene Ordnung, welche selbst die von den Menschen gezähmten Thiere mitfördern helfen, indem sie willig ihre Kräfte oder ihre Produkte zu allgemein nützlichen Zwecken hergeben. So ist z. B. der treue Hund seinem Herrn das, was der Nachtwächter seinem Dorfe ist, und jene Lasten, welche menschliche Kräfte nicht im Stande sind von einer Stelle zur andern zu bewegen, schaffen die Zugthiere willig und folgsam und nicht selten mit ungeheurer Anstrengung an den bestimmten Ort. Für einen Bündel

Heu oder Klee erhalten ganze Familien täglich von einer Kuh Milch, aus welcher dann wieder Butter, Schmalz und Käse bereitet werden kann; für eine Handvoll hingeſtreuter Körner geben die Hennen ihre Eier und ihre Brut, und für die ſpärliche Weide auf dürrem ſteinigem Boden erhält der Menſch vom Schafe ſeine Wolle, ja ſelbſt die kleine ſummende Biene liefert Wachs und Honig in die Hände ihres Beſitzers, kurz alle Thiere, die der Menſch ſich hält, fördern ſeinen Nutzen und verdienen dadurch reichlich ihren oft geringen Unterhalt. Wie tief ſteht daher der Müſſiggänger unter dieſen nützlichen Thieren, er, der ohne etwas zu thun doch leben will; er, der es verſchmäht ſelbſt für eigene Rechnung zu arbeiten und dem es klüger dünkt auf die Rechnung des Fleißes Anderer ſich gütlich zu thun. Es iſt das wahrhaftig die ſchamloſeſte Zumuthung, die ein pflichtvergeſſener Menſch der emſig ſchaffenden Geſellſchaft machen kann, und ein Solcher gleicht auf ein Haar jenem wuchernden Unkraute, welches die beſten Säfte aus einem Feld- oder Gartenlande einſaugt.

Wenn ein hilfebedürftiger Armer einen ſolchen gegen die Pflichten der menſchlichen Geſellſchaft Handelnden im Namen der göttlichen Barmherzigkeit um eine milde Gabe anſpricht, ſo iſt er nicht im Stande eine Thräne des Elendes zu trocknen; keinen Biſſen Brot kann er dem Hunger, keinen Lappen alter Kleidung einem vor Froſt Zitternden reichen, um damit ſeine Blößen zu bedecken; keinen Kranken kann er mit einer Labung erfreuen und zu all' den zum Wohle der Menſchheit gegründeten Anſtalten nicht den mindeſten Beitrag ſpenden, denn er, der nicht einmal auf eigene Rechnung arbeiten will, nennt ja nichts ſein als

ſeine Trägheit, wodurch er den Wohlſtand beſchädigt und die würdige Armuth verkürzt.

Welch ein unwürdiges Bild von einem Menſchen, der von dem Schöpfer geſunde Sinne und einen geſunden Körper zum Geſchenke erhalten. Unter welchen Gefühlen kann ein Solcher die Bitte im Vaterunſer ausſprechen, in welcher wir den Herrn um das tägliche Brot, das iſt um Das anflehen, was wir zum unentbehrlichen Lebensunterhalte nöthig haben? Iſt er, der Müſſiggänger, wohl würdig dieſes tägliche Brot zu eſſen, während nicht ſelten der raſtloſe eiſerne Fleiß in den Stunden ſchwerer Heimſuchung darben muß? Nein er iſt es nicht würdig! nicht würdig iſt er der Achtung der Menſchen, nicht würdig der Gnade des Himmels, denn er trägt ja ſeinen Körper und all' die demſelben inwohnenden Anlagen und Fähigkeiten, ohne davon weder zu ſeinem Wohle noch zu dem ſeiner Mitmenſchen Gebrauch gemacht zu haben, lediglich dem Grabe zu.

Aus dem erhellt nun, daß jedem Menſchen die moraliſche Verpflichtung zu arbeiten obliege und daß ſich Jeder der Würde eines ſittlichen zur Gottähnlichkeit berufenen Weſens beraubt, welcher die ihm inwohnenden Anlagen und Befähigungen nicht für ſich und für ſein Vaterland anwendet, gegen welches Alle, wie im vorhergehenden Kapitel erwähnt, zu einer großen Rechtsſchuld verpflichtet ſind.

Zwiſchen einem Menſchen, der gänzlich arbeitsſcheu iſt, und zwiſchen einem ſolchen, welcher träge und ſchlenderiſch oder wieder einem andern, der nur dann arbeitet, wenn ihn die höchſte Noth dazu antreibt, waltet nun wohl ein Unterſchied ob. Es haben jedoch auch die beiden Letztern wenig

Anſpruch auf die allgemeine Achtung, denn ſie beſchädigen, wenn auch im minderen Grade wie der beharrliche Müſſiggänger, häufig Jene, die ihnen Vertrauen ſchenken, und gleichzeitig die eigene Wohlfahrt. In einer Folgenreihe falſcher Schlüſſe erblicken jedoch ſolche von dem Dünkel der Selbſtrechtfertigung befangene Leute all' das Uebel, das von Zeit zu Zeit über ſie hereinbricht, in der Liebloſigkeit und Böswilligkeit anderer Leute, während alles Böſe, das ſie trifft, lediglich aus ihrer verkehrten, gewiſſenloſen Handlungsweiſe hervorgeht.

Gar häufig hört man unverläſſige Arbeiter über Mangel an Arbeit klagen, wobei es gewöhnlich nicht an harten Worten gegen ihre Mitbürger und gegen die ganze ſtaatliche Einrichtung fehlt. Um ſolche Verblendete von ihrem argen Wahne zu heilen, braucht man nur ein ganz einfaches Beiſpiel aufzuſtellen. Geſetzt den Fall ſolche Leute, welche aus den eben angeführten Gründen über Mangel an Verdienſt und Arbeit klagen, kämen durch irgend einen günſtigen Zufall in die Lage ſich ſelbſt um Arbeitsleute umſehen zu müßen, würden ſie dann wohl nicht ſolche wählen, die in der allgemeinen Meinung als fleißig, geſchickt, beſcheiden und gewiſſenhaft bekannt ſind? Würden ſie nicht den tüchtigen Handwerksmann dem Pfuſcher und den fleißigen gewiſſenhaften Tagewerker einem trägen und unverläſſigen vorziehen? Gewiß thäten ſie ſo, da ſie nun aber ſelbſt arbeiten müſſen und nicht in der Lage ſind anſchaffen zu können, ſo verübeln ſie andern Leuten, daß ſich die nicht mit ihren Pfuſchereien, mit ihrem Schlendrian und mit ihrer Trägheit begnügen; ſie verübeln ihnen, daß ſie jene kluge Vorſicht anwenden, die ſie ſelbſt an deren Stelle anwenden

würden. Solche Leute dürften durch die rechte Würdigung und Beherzigung des Satzes: Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch keinem Andern, leicht geheilt werden können, denn in Dem, was man für sich als billig findet, muß man auch gegen Andere gerecht sein. Es ist daher nicht genügend, daß man nicht durchaus arbeitsscheu ist, sondern man muß auch mit emsigem Fleiße und mit Gewissenhaftigkeit arbeiten; nur in dem letztern Falle sichert man sich das Vertrauen und gleichzeitig jenen guten Ruf, der ein paar fleißige Hände stets mit Arbeit und Verdienst versieht.

Wie nun gewissenlose und träge Geschäftsleute und Arbeiter häufig über Mangel an Verdienst und Arbeit bitter klagen, nicht bedenkend, daß ihnen lediglich die eigene Handlungsweise das Vertrauen der Menschen entzog, so klagen Jene, die nur von der äußersten Noth gedrängt sich zeitweilig zur Arbeit bequemen, über ein unzulängliches Auskommen, über Hunger und Kummer und über bittere Tage. Auch hier fehlt es wieder nicht an harten Worten gegen Begüterte und Reiche, und wie die früher Erwähnten suchen auch diese wieder alles Uebel, das sie trifft und treffen muß, nicht in ihrem Thun, sondern in der sogenannten Hartherzigkeit und Liebloſigkeit der Welt. Möchten solche Menschen doch bedenken, daß lediglich die gut angewendete Zeit jenes Kapital für den Fleißigen ist, das ihm allein verläſſige Zinse einbringt. Wer täglich arbeitet und die Stunden gut und gewissenhaft eintheilt, der wird sich sicherlich auch den täglichen Bedarf und bei vorausgesetzter kluger Sparsamkeit auch wohl einen Nothpfenning für jene Tage verdienen, wo ihn eine Krankheit heimsucht; wer je-

doch nur dann arbeitet, wenn ſich bereits der Credit für ihn erſchöpft hat und ihm das Waſſer ſozuſagen ſchon in den Mund läuft, der arbeitet ſich höchſtens durch unſägliche Anſtrengungen für den Augenblick aus der Fluth des Elendes heraus, denn ändert er ſein Verfahren nicht, ſo kommt die Welle des Schickſals immer und in ſtets kräftigern Schlägen wieder; immer wankender wird der Boden unter ſeinen Füßen, immer ſchwächer ſeine Kraft, um der Sturzwelle des Verhängniſſes zu widerſtehen, die ihn einmal plötzlich und unvorbereitet erfaßt, umſtürzt und erbarmungslos in ihren Wirbeln dem Abgrunde entgegen treibt, aus welchem kein Entrinnen mehr möglich iſt.

Da nun genügend erörtert ſein dürfte, was arbeiten heißt und wie man arbeiten müſſe, um ſowohl durch eine kluge Eintheilung der Stunden ſich vor Noth und Elend zu ſchützen, als durch gewiſſenhafte Verrichtung ſeiner Geſchäfte ſich das Zutrauen der Menſchen und einen guten Ruf zu ſichern, ſo komme ich nun auf die Eingangs dieſes Kapitels erwähnte Stelle zurück, wo es heißt, daß das Wort Arbeit wie der Begriff Verdienſt häufig in einer wahrhaft ſchändlichen Weiſe mißbraucht und von den gewiſſenloſeſten Leuten täglich im Munde geführt werde.

Unter jenen Gewiſſenloſen verſtehe ich alle, die das Spiel zur Quelle ihres Verdienſtes machen, dann alle Schwindler und Betrüger und namentlich jene verworfenen Geſchöpfe, die durch ein unzüchtiges Leben und durch den fluchwürdigen Verkauf des eigenen Leibes ſich ihr Brot verdienen; ferner alle Wucherer überhaupt, zuvörderſt aber die, welche im gemeinſchaftlichen Verſtändniſſe durch Aufkauf und Zurückhaltung der Produkte häufig künſtliche Theue-

rungen erzeugen, und dann jene, die bald mit größeren bald mit kleineren Geldmitteln zum Schaden der Menschheit arbeiten; sie, deren Arbeit darin besteht, daß sie bei Gleichgesinnten Umfrage halten, wo sich ein Geschäftsmann in Noth befinde, an den man sich in dem Scheine zu helfen drängen und ihn dann rasch ruiniren könne. Solche Leute geben Credit unter gesetzlich verbotenen und dem Schuldner schädlichen Bedingungen; übermäßige Interessen fordern sie für jeden kleinen Verzug und wer mit ihnen anbindet, ist in ihren Händen bald Das, was eine Mücke in dem ausgespannten Netze der Spinne. Von der Umstrickung solcher Gottloser befreit gewöhnlich nur der Tod, den Kummer, Sorgen, Schande und gänzliche Verarmung auch dem stärksten Menschen verfrüht bereiten.

Sind nun auch alle wucherischen Contrakte moralisch verpönt und civilrechtlich verboten, so werden doch täglich von der Noth und der rathlosen Hilflosigkeit derartige Contrakte angenommen, und ohne Uebertreibung kann man sagen, daß dem Wucher tausend Opfer fallen, bis einmal das Gesetz trotz seiner Wachsamkeit Gelegenheit findet, ein strafrechtliches Urtheil über einen ihm zur Kenntniß gebrachten Wucherer zu fällen.

Hieraus geht nun hervor, daß diese Blutegel der Menschheit mit ziemlicher Sicherheit ihr Unwesen treiben können; im buchstäblichen Sinne arbeiten sie Jene, die sich ihnen hilflos überlassen, zu Tode, und wenn ein Wucherer vergnügt lächelt, so fließen gewiß gleichzeitig an einem andern Orte bittere Thränen, und wenn er gar spricht: „Heute habe ich mit Glück gearbeitet, vortreffliche Geschäfte gemacht, mit dem Verdienst bin ich

zufrieden!“ so ward sicherlich ein Anwesen zertrümmert oder eine Familie an den Bettelstab gebracht. Thränen, die nur auf dem Sterbebette versiegen, zertrümmerte Güter, gebrochene Herzen und bleiche Waisen, die den durch Wucher zu Tode gemarterten Eltern trostlos in das Grab nachweinen, das sind die Wehmuth und Entrüstung erweckenden Resultate der Arbeit solcher Leute.

Mögen sich diese Verblendeten immerhin über den reichen Verdienst, welchen ihnen ihre fluchwürdigen Handlungen in die Hände liefern, freuen, das wahre Verdienst harret ihrer Jenseits; das Gericht Gottes wird den rechten Lohn für solche Missethaten aussprechen; als erdrückender Berg wird dieser Lohn auf die Herzen Jener fallen, die unter Arbeit die Qual des Nächsten und unter Verdienst den Ruin des Nebenmenschen verstanden.

Obgleich ich nur mit Widerwillen auf den eben erwähnten ungesetzlichen Erwerb zu sprechen kam, so durfte ich es doch um so weniger unterlassen, weil gerade diese Erwerbssucht epidemisch geworden zu sein scheint.

Mancher unbescholtene Mann, der schon von früher Jugend emsig und fleißig arbeitete, außer einem anständigen Auskommen jedoch zu keinem Reichthume gelangen konnte, wird, ehe er sich's versieht, von dem Hauche dieser Epidemie getroffen. Es kommt, um ein Beispiel anzuführen, ein Bekannter zu ihm und sagt ihm, es suche Jemand Geld gegen Entrichtung von sehr starken Percenten, die er sich überdieß gleich beim Kapitalsempfange abziehen lasse. Der Posten sei sicher, heißt es, und die Rückzahlungsfrist eine kurze.

Nach einigem Zögern läßt sich nun der Mann zu

dem Geſchäfte bereden, denn er ſieht ein, daß er auf dieſe Weiſe ein recht annehmbares Sümmchen erwerben könne. Am Verfalltage erhält er ſtatt des ausgeliehenen Kapitals jene bedeutenden Zinſe, die er anfänglich am Darleihen abgezogen, in Baarem mit der Bitte noch ein paar Monate zuzuwarten. Erfreut ſtreicht er die Percente ein, die Sache wiederholt ſich noch einige Male ſo und nach endlicher Zurückzahlung der Schuldenpoſt erkennt er unter freudigem Erſtaunen, ſein Kapital habe ſich nach Umfluß von kaum einem Jahre beinahe verdoppelt.

Das ſind Geſchäfte, denkt da der Hocherfreute, und plötzlich von Gewinnſucht erfaßt, hält er nun Umfrage, wo man unter ähnlichen Bedingungen ein Kapital an Mann bringen könne. Da nun das gewöhnlich von Leuten zu erfahren iſt, die in der früher erwähnten Weiſe zum Schaden der Menſchheit ſpekuliren, ſo ſucht er die Orte ihrer Zuſammenkunft auf; jede Lippe redet hier das Gift der Sünde und es kann nicht fehlen, daß der früher unbeſcholtene rechtliche Mann hier alsbald in moraliſcher Beziehung eine bedauerliche Veränderung erleide. Früher an werkthätigen Fleiß gewöhnt, betrachtet er nach dieſer ſeiner bedauerlichen Umwandlung ſeinen eigentlichen rechtlichen Broterwerb als Nebenſache; unter Geldſpekulationen hat er gar keine Zeit mehr an den lieben Gott zu denken, und wie früher in dem Gebetbuche lieſt er jetzt täglich mit voller Aufmerkſamkeit den Curszettel. Die Stimme des Gewiſſens, die ihm zeitweilig ſagt, ſeine Arbeit ſei keine Gott wohlgefällige, beſchwichtigt er mit dem üblichen: Ei was, man muß leben, wobei er nicht bedenkt, daß er auch ſterben müſſe, und daß Jene allen Grund haben auf dem Todten-

hette zu verzweifeln, die, ſtatt zum Heile des Staates, zum Schaden ihrer Mitmenſchen und zum Aergerniſſe Gottes arbeiteten, die göttliche Abſtammung ihrer Seelen gänzlich verläugnend.

Es ſteht geſchrieben: Wenn der Herr das Haus nicht baut, ſo arbeiten die Bauleute umſonſt. Hieraus geht hervor, daß, wenn Gott unſere Arbeit und unſern Verdienſt nicht ſegnet, alles Beſtreben zur Erlangung eines wahrhaftig dauernden Glückes vergeblich ſei. Kann nun der Herr die Arbeit des Wuchers ſegnen? — Nein gewiß nicht; gewiß baut er den herzloſen Bedrückern ihrer Nebenmenſchen die Häuſer nicht; ſie arbeiten daher umſonſt, das heißt ohne den Segen des Himmels und nicht für das Heil ihrer Seelen, ſondern lediglich für ein ſcheinbares irdiſches Glück, das gleich ihnen ſelbſt Staub und Aſche wird. In der Hand ſolcher Menſchen iſt der Reichthum ein Fluch, deſſen entſetzliche Früchte ſich häufig auf Kinder und Kindeskinder forterben.

Der Reichthum, der in der Hand ſolcher Ungerechter zum Fluche wird, iſt jedoch in der des Gerechten, des wahren Chriſten, ein nie verſiegender Quell des Segens, das Mittel zur Erreichung der edelſten Zwecke, durch welche die eigene geiſtige Bildung erleichtert, das Wohl des Staates gefördert und die Noth der Nebenmenſchen gelindert wird; nur als ſolches Mittel geſtattet die Moral das Streben nach Reichthum, und jene Verblendeten, welche den Reichthum zum alleinigen und höchſten Ziele ihres Strebens machen, treten die Menſchenwürde gleichſam unter die Füße.

Religion und Moral warnen gar ernſt vor dem Miß-

brauche des Reichthums, und dieſer Mißbrauch wahrhaftig iſt eines jener Hauptübel, an welchem die Welt ſchwer krank darniederliegt. Gründlich heilen kann hier nur die Religion, die praktiſche Ausübung des Chriſtenthums vereint mit dem zur Richtſchnur des Lebens gemachten wohl verſtandenen Satze: Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!

IV.

Geiſtige Arbeit.

Jedes Samenkorn, es ſei groß oder klein, bringt eine genießbare oder ungenießbare, eine geſunde oder ſchädliche Frucht hervor. Was das ausgeſtreute Samenkorn im Erdreiche, iſt der ausgeſprochene Gedanke in dem Bereiche der Wiſſenſchaft — der geiſtigen Arbeit, — und wie edle, den Geiſt und das Herz wahrhaft ſtärkende und erhebende Worte die Neigung zum Guten wachrufen und anpflanzen, ebenſo bringen ſchädliche Worte und Schriften gefährliche Grundſätze unter die Jugend und unter das Volk.

Auch nur ein klein wenig Gift im Leibe verurſacht dem Körper Schmerzen, und ebenſo bahnt auch nur ein

wenig dem Herzen eingeimpfter Haß und Feindſchaft gegen die göttliche und weltliche Ordnung das Verderbniß der Seele an.

Als Profeſſor Hegel*) anfing in Deutſchland ſeine dunkeln Lehren vorzutragen, von denen er ſelbſt auf dem Sterbebette ſagte, daß ſie von ſeinen Schülern nicht begriffen wurden, und um die das Volk ſich damals nicht im mindeſten bekümmerte, ahnte Niemand, daß dieſes philoſophiſche Syſtem durch unberufene Nachbeter populariſirt werden und in die Maſſen übergehen würde, ſelbſt ohne daß dieſe die Quellen kannten, welche den Gottesfunken der chriſtlichen Religion in ihrer Bruſt auslöſchten, ſie einer völligen Glaubensloſigkeit überliefernd, wodurch alle ſittlichen Antriebe verloren gingen und nichts übrig blieb, als das Streben nach Erwerb und Selbſtſucht.

Der Umfang des Uebels hat zwar alle vorhandenen beſſeren Kräfte in rege Thätigkeit gebracht, um einen Umſchwung zu bewirken und die Richtung wieder zu gewinnen, welche einzig den Menſchen ſeinem höheren Ziele entgegen zu führen vermag, aber es hält unendlich ſchwer ſo große Verluſte wieder zu erſetzen.

Wie Moſes das Volk, das er aus Egypten führte, nicht nach Kanaan zu bringen vermochte, und beim Umherziehen in der Wüſte erſt ein neues ſtarkes Geſchlecht heranbildete, das ſich die Heimat der Väter eroberte, ſo muß auch in unſern Tagen zuvörderſt auf die Jugend eingewirkt werden, wenn anders ein neuer Völkermorgen aufgehen

*) geboren zu Stuttgart 1770, geſtorben an der Cholera zu Berlin 1831.

und die lange verkümmerten Früchte — warme Anhänglichkeit an Gott, an Fürst und Vaterland — überall zur Reife kommen ſollen. Die Kirche und die Schule in Verbindung mit rechtlichen gewiſſenhaften Schriftſtellern ſind nun zuvörderſt berufen für dieſen Zweck die äußerſten Anſtrengungen zu machen, dennoch aber werden dieſe da nur eine geringe ja ſogar gar keine Wirkung erzielen, wo täglich in den Familien das Gift der ſchlechten Preſſe eingenommen und ſelbſt die unglücklichen Sproſſen ſolcher gewiſſenloſer Eltern damit gefüttert werden.

Ich ſagte vorhin, daß die Hegel'ſchen Lehrſätze, welche die Perſönlichkeit Gottes und eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode leugnen, die Perſönlichkeit Chriſti in eine religiöſe Idee auflöſen und das Evangelium für eine Mythe erklären, eine Menge unberufener Nachbeter gefunden haben, und es iſt nicht zu verwundern, wenn man alle abgeſchmackten Denker, alle Glaubenszweifler, alle gewiſſenloſen ſogenannten Moraliſten, wie alle ultraliberalen Politiker als der Hegel'ſchen Philoſophie angehörend oder aus ihr hervorgegangen bezeichnet, da es eben Prinzip dieſer Schule iſt — kein Prinzip zu haben.

Licht und Finſterniß, Wahrheit und Irrthum, Aufklärung und Umnachtung — welch' vielbedeutende, viel angewendete und zahllos oft mißbrauchte Worte!

Wer, frage ich, dürfte ſich wohl mit Recht rühmen: „Ich wandle im Lichte und die Schatten der Finſterniß ſind gänzlich von mir gewichen;“ wer könnte mit Recht von ſich ſagen: „Ich erkenne die Wahrheit überall und der Irrthum vermag nichts mehr über mich;“ wer dürfte ſich brüſten mit Recht — denn

des Rühmens ohne Grund und Recht fehlt es wahrlich nicht in unsern Tagen — „ich habe mich emporgerungen zu den höchsten Höhen wahrer Aufklärung, und die verdüsternden Nebel der Welt liegen tief unter der Sohle meiner Füße.“

Ich sage Niemand ist so zu thun mit Recht im Stande, und wo aus lärmenden Haufen das Siegesgeschrei der höchsten Aufklärung unter hoch gehaltener Fahne prinzipienloser Neuerungssucht ertönt, so ist es nichts weiter als Kirchenstürmerei; ein Dämon, welcher die Religion, die Krone, das Eigenthum, den Frieden der Völker wie den des Familienkreises empfindlich bedroht, selbst der Kinderwelt nicht schonend, die nach dem Prinzip der Urlüge zu verwerflichen Zwecken mit dem Gifte des Stolzes und ewiger Unzufriedenheit geimpft und so zu spätern gewissenlosen Thaten vorbereitet werden soll.

Was nun aber eitler Dünkel, menschliche Befangenheit und blinde Parteilichkeit so laut ausrufen, das prüfet ruhige Umsicht, stille Bescheidenheit und unparteiische Gerechtigkeit gar ernst und strenge; sie fragen nämlich zuvörderst nach den Beweisen jenes vielgepriesenen Lichtes, jener ruhmrednerischen höchsten Aufklärung als da sind: Ein vernünftiger und doch kindlicher Glaube, eine ungeheuchelte apostolische Liebe, die die Menschheit nicht täuschen, sondern wirklich beglücken will, eine beruhigende und doch nimmer wankende Hoffnung, kurz, ein echt christlicher Sinn und was der nothwendig zur Folge hat: Wahre Eintracht und Glückseligkeit unter den Menschen.

Seht nun Söhne Oesterreichs, da scheints als käme die Zeit mit sich in Widerspruch, denn neben der stolzen

Zuverſicht, die ſelbſtlobredneriſch ſich preist und von aufgeklärten Zeiten faſelt, zeigt ſich zugleich viel kleinmüthige Unzufriedenheit, die nur immer klagt über den Druck und die Verwirrniſſe der Zeit, ſo daß man zu dem Glauben veranlaßt wird, wahre Aufklärung und wahre Glückſeligkeit ſtehen doch noch nicht gar ſo eng verſchwiſtert beiſammen. Daß hier ein Irrthum obwalten müſſe, leuchtet wohl Jedermann ein, und ruhige Beobachter der Zeit und ihrer umtrüglichen Erſcheinungen werden zu dem Punkte gedrängt, wo ſie offen und ehrlich bekennen müſſen, es ſei mit dem gar vielen Lichte, das in der Gegenwart leuchten ſoll, häufig nur eitles Rühmen und leeres Wortgepränge, und in der Regel ſei es auf der Seite am dunkelſten, von wo man ſich auf die vermeintlich errungene Tageshelle am meiſten zu gut thue.

„Leugnet, was euch gefällt," werden an dieſer Stelle die prinzipienloſen Neuerungsſüchtler rufen, „das Schickſal der Kirche iſt eben ſo wenig zweifelhaft wie das der Throne; die Begriffe über das Eigenthum läutern ſich auch immer raſcher zum Schaden der Beſitzenden und ehe ihr, die ihr thöricht, dem Fortſchritte entgegenarbeitet, es euch verſeht, wird ein neuer Völkermorgen in die Welt hereindämmern; bei den Strahlen dieſer aufgehenden Sonne werdet ihr entſetzt nur mehr die Trümmer eurer Kirchen, eurer Throne und das ſogenannte Eigenthum gleichmäßig vertheilt erblicken."

Nach dieſer phraſenhaften Prophezeiung hätten wir nun zuvörderſt für das Schickſal der Kirche, für den angeſtammten Herrſcherthron und für Das, was wir unſer Eigenthum nennen, zu fürchten, und ich ſetze mir hier die Aufgabe dieſe drei angeblich bedrohten Dinge näher zu beleuchten.

Die größte Beruhigung wegen der ferneren Schicksale der Kirche Christi, deren Erhaltung eben so offenbar das Werk der göttlichen Allmacht ist wie deren Gründung, schöpfen wir aus der Erfahrung — aus der Geschichte. Wie vielmal schien diese heilige Kirche in dem Laufe von achtzehn Jahrhunderten nach allen menschlichen Ansichten schon ohne Hilfe verloren und nahe daran vom Sturme verschlungen und vernichtet zu werden. Und ist sie nicht jedesmal, frage ich, sozusagen selbst aus dem Grabe, das man ihr bereitet, immer wieder triumphirend und glorreich emporgestiegen? Verfolget die Geschichte dieser heiligen Kirche durch alle Jahrhunderte und sehet ob ihre größten Bedrängnisse nicht immer das Vorspiel und Zeichen ihrer größten Siege waren; ob nicht jeder ihrer Feinde in dem Augenblicke fiel, da er ihr den Todesstoß versetzt zu haben glaubte und sich dessen bereits zu rühmen erkühnte?

Um das recht zu veranschaulichen, versuche ich es einige Züge dieses großartigen heiligen Gegenstandes zu entwerfen, worüber uns die Jahrbücher aller Zeiten Bericht erstatten und Aufschluß geben.

Betrachtet diese Kirche nun zuerst im Streite mit der Synagoge und den empörten Juden. Jesus Christus war bereits unter ihren Streichen erlegen. 50 Tage waren verflossen, seitdem der Gekreuzigte, mit den Verwünschungen des ganzen Volkes beladen, seinen heiligen Geist ausgehaucht hatte; 50 Tage waren entschwunden, seit sein Leichnam in das Grab eingeschlossen und der Stein, der dasselbe bedeckte, mit dem Siegel der Landes-Obrigkeit versiegelt worden war. Die schüchternen Jünger des grausam hingemordeten Meisters wagten es nicht sich zu zeigen; der

Name: „Jesus“ wurde nicht mehr genannt und in ganz Jerusalem hörte man keine andere Stimme als die seiner Feinde; es gab keine andere Macht als die ihrige. Alles ist also gelungen und die neue Religion ist vollständig mit ihrem Urheber in das Grab gesunken. So glaubte die triumphirende Synagoge. Da erscholl plötzlich ein Ruf der Auferstehung in der gottesmörderischen Stadt; feurige Zungen schwebten vom Himmel nieder und die früher zaghaften Apostel traten nun, von einem göttlichen Geiste durchdrungen, öffentlich auf. Sie sprachen auf einmal in allen Sprachen und verkündeten mit unerschütterlichem Muthe, daß der Gekreuzigte lebe, daß sie ihn gesehen haben, daß er der durch die Propheten angekündigte Messias sei und daß man ihn anbeten müsse. Glänzende Wunder bestätigten ihre Aussagen, die alsbald geglaubt wurden; die Mörder des Heilandes bekehrten sich zu Tausenden, das Volk eilte schaarenweise den Schritten der neuen Prediger nach und die erste christliche Kirche wurde so in Jerusalem im Angesichte des Kalvarienberges gegründet. Mit wahrhaft elektrischer Schnelligkeit bildeten sich noch andere in ganz Judäa; die Synagoge knirschte vergeblich, und während sie verwirrt, betäubt und tödtlich getroffen sich noch einige Zeit sträubte, stürzte sie alsbald zusammen; Stadt und Tempel fielen mit ihr. Das jüdische Volk wurde auf der ganzen Erde zerstreut und das Evangelium verbreitet unter allen Zonen und unter allen Völkern.

Welch' ein Sieg! Gab es wohl je einen schnelleren und wunderbareren? Aber gab es auch je eine tiefere Erniedrigung, wie die vorangegangene war?

Gehet nun mit mir weiter und richtet euer Auge auf

einen andern weit schrecklichern Feind dieser Kirche; es war dieß die ganze römische Welt, die sich gegen zwölf arme Fischer des See's Geneſareth verſchworen, welche ſich unterfingen den Erdkreis unter das Joch des Geſetzes Jeſu Chriſti, ihres Meiſters, beugen zu wollen. Die ganze Macht der Cäſaren, das ganze Anſehen des Senates, der Oberprieſter und der Obrigkeiten, alle Blendwerke der falſchen Götter, der Schriftſteller und Sophiſten, die Stärke der Heere, der blinde Haß der Völker, die Grauſamkeit der Henker, der Schrecken der Qualen, der Foltern und des Blutdurſtes wilder auf wehrloſe Menſchen losgelaſſener Thiere, das Alles wurde während 300 Jahren angewendet, um die Religion in ihrer Geburt zu erſticken und der Abgötterei den Triumph zu ſichern.

Endlich, nachdem man ſo alle grauſamen und entſetzlichen Mittel angewendet und mit wahrhaft teufliſcher Beharrlichkeit an den Anhängern Chriſti verſchwendet hatte, ſchien eine letzte allgemeine und beiweitem wüthendere Verfolgung, als alle übrigen waren, den Wunſch und die Abſicht der Verfolger erfüllt zu haben. Man ſchmeichelte ſich, das Chriſtenthum ſei in den zum Himmel aufdampfenden Strömen des vergoſſenen Blutes ertränkt, und man verkündete feierlich, der verhaßte Gottesdienſt ſei von der Erde vertilgt. Blättert in der Geſchichte und blicket hin auf die prunkvollen Denkmäler, die man damals aufrichtete, um das Andenken eines ſo hiſtoriſch merkwürdigen Ereigniſſes zu verewigen, in welchem man den chriſtlichen Namen vernichtet und die Lehre Chriſti völlig ausgerottet glaubte. Blättert nun weiter, ſo werdet ihr finden, daß Konſtantin im Angeſichte dieſer neu errichteten Denkmäler,

ſelbſt noch Heide, durch einen geheimnißvollen Traum und ein himmliſches Zeichen belehrt, das Kreuz an ſeine Fahne heftete, als Sieger in Rom einzog und daſelbſt das Zeichen des Heils aufpflanzte. Als Konſtantin ſo gethan, warf ſich Alles nieder, die Freude einer plötzlich wahren Erkenntniß brach ſich Bahn und die erſtaunte Welt fand ſich da im Chriſtenthume wieder, wo tauſend Blutzeugen auf Befehl der Tyrannen unter den Händen fühlloſer Henker zu Tode gemartert und von wilden Thieren in Stücke zerriſſen worden waren.

Von da an ging das Heidenthum und ſeine Herrſchaft unter, das wieder aufzurichten der gottloſe Julian ſich umſonſt bemühte, und das heidniſche Rom, die Gebieterin der Völker und der Mittelpunkt der Abgötterei, ging ein Jahrhundert ſpäter ſelbſt zu Grunde, um für immer dem chriſtlichen Rom Platz zu machen.

Den Streit, welchen die Synagoge und ſpäter die ganze römiſche Welt gegen die chriſtliche Kirche geführt hatte, ſetzten in der Zeitfolge maſſenhaft auftauchende und gegen einander erbitterte Sekten, die Würde und Göttlichkeit Chriſti leugnend, mit ungeſtümer Heftigkeit fort. Arianer, Neſtorianer, Donatiſten, Pelagianer; wer könnte ſie alle nennen und wer ſich ohne Schauer des furchtbaren Sturmes erinnern, den ſie erregten. Ueberall donnerte Altar gegen Altar, Kanzel gegen Kanzel, Hirt gegen Hirt und Herde gegen Herde. Die Finſterniß verdunkelte das Licht des Glaubens und die Gemüther der Anhänger Chriſti waren gewaltig erſchüttert und zaghaft. Die Urlüge ſchien zu ſiegen über das Evangelium und die Chriſtuslehre ſich aufzulöſen in einer allgemeinen Verwirrung.

Da setzte Gott der Herr, der nicht wollte, daß die Nacht sich die Herrschaft über den Tag anmasse, diesen Umtrieben ein: „Bis hieher und nicht weiter.“ Die Begriffe fingen an sich zu läutern, das Wahre schied sich von dem Falschen und gleich wilden Strömen entschaarte sich die Rotte der Gottesleugner, während die Kirche, immer unerschütterlich auf dem Felsen, auf den sie gebaut worden, beherrschend über das Meer der menschlichen Irrthümer emporragte, unbekümmert um die Wogen, die nie aufhörten sie zu umtosen und sich an ihrem Fuße zu brechen.

Während so das Christenthum mit Eifer und Ernst immer weiter ausgebreitet wurde, bereitete die falsche Wissenschaft die Trennung der abendländischen von der morgenländischen Kirche vor. Man sah eine vielverzweigte Gesellschaft von Gelehrten entstehen zu dem öffentlich gestandenen Zwecke, die von Gott erleuchteten Schriftsteller der Unwissenheit und des Betruges zu überweisen. Diese anmaßenden Menschen theilten unter sich das ganze Reich der Wissenschaft und widmeten sich fast unermeßlichen Arbeiten. Sie befragten die Alterthümer der Völker, den Lauf der Gestirne, den Umlauf des Erdballs, die Bewegung der Ströme und der Meere und alle belebten und leblosen Wesen zugleich. Es gab keinen Tag mehr, an dem nicht neue Entdeckungen, neue Gründe gegen die göttliche Offenbarung und immer augenscheinlichere Beweise von ihrer Unvereinbarkeit mit den zuverlässigsten Kenntnissen und den unbestreitbarsten Thatsachen aufgefunden wurden. Egypten sandte seine auf Stein gegrabenen Sternbilder und das Morgenland seine berühmten Zeittafeln aus, um Moses und die Traditionen zu widerlegen und die göttliche

Weisheit mangelhaft zu finden. Das ganze Glaubensgebäude schien in Trümmer zu gehen und man fing schon an sich zu wundern, daß die Welt so lange Zeit die vermeintlich handgreiflichsten Irrthümer für Wahrheit halten konnte. Man ergoß sich in einem unerschöpflichen Lobe dieser außerordentlichen Männer, deren heller Geist und tiefes Wissen endlich das Menschengeschlecht von seinem falschen Glauben und die Vernunft aus ihrer langen Kindheit reißen werde.

Was geschah nun aber? Die nämlichen fortgesetzten Nachforschungen, dieselben tieferen Studien ließen einsehen, daß diese gepriesenen Männer selbst durch die gröbsten Täuschungen betrogen waren; die so weit und mit so großen Kosten hergebrachten Denkmäler, die sie als Waffe für ihre Systeme gebrauchen wollten, zeugten gegen dieselben, und richtige Berechnungen und schärfere Beobachtungen führten endlich mit Gewalt auf die heilige Schrift, auf ihre Erzählungen, auf ihre Zeitangaben und auf ihr unerschütterliches Ansehen zurück. Welche Beschämung der falschen Wissenschaft! welch' ein Triumph der Kirche und wie sehr war sie nachher berechtigt auszurufen: „Wo sind nun, ihr Gelehrte, eure Spekulationen und eure Entdeckungen? wo sind eure Weltentstehungslehren und eure Systeme*)."

In Folge späterer Wirren und Spaltungen und eines darauf folgenden langen Friedens hatte man die alten Kämpfe der Kirche vergessen; vergessen alles Blut und alle

*) Ubi sapiens, ubi scriba, ubi conquisitor hujus saeculi? (Cor. 1, 20.)

Anstrengungen, die es sie gekostet hatte die Religion des wahren Gottes auf der Erde zu gründen. Alles, was die Geschichte von den ehemaligen grausamen Verfolgungen und von dem Heldenmuthe der Gläubigen erzählt, ward durch eine ungläubige Welt unter die Uebertreibungen und Fabeln verwiesen. Trotz der in Erfüllung gegangenen Prophezeiungen, die Kirche Christi werde stets unter den furchtbarsten Verfolgungen siegreich bestehen, hörte der überschnappte Verstand nicht auf zu verkünden, daß die einzige Ursache der Uebel des Menschengeschlechtes der Aberglaube wäre, d. h. die Religion, die uns Jesus Christus der Herr geoffenbaret. Mit frecher Stirne wurde die Behauptung festgestellt, daß, wenn einmal das Joch dieser Religion zertrümmert wäre, das goldene Zeitalter seinen Anfang nehmen würde. Eine verdorbene, ungläubige Nachkommenschaft glaubte an dieses Versprechen und man wünschte ungeduldig die große Umwälzung herbei, welche dadurch, daß sie die Existenz Gottes als Fabel erklärte, die Welt glücklich machen sollte.

Die schrecklichste Strafe für einen solchen entsetzlichen Wunsch war, die Erfüllung desselben zuzulassen. Der Himmel ließ sie in seinem gerechten Zorne zu und eine Erfahrung, deren Schrecken gar nicht zu beschreiben sind, wurde gemacht. Man verbannte die Religion und hob ihren Cultus und ihre Gesetze auf; ihre Diener, welchen die Palme des neuen Märtyrerthumes winkte, wurden verfolgt, zu tausenden hingeschlachtet und Gott hatte keine Altäre und diese keine Diener mehr.

Die ganze Welt weiß, was erfolgte, nachdem die Trennung zwischen Himmel und Erde ausgesprochen war.

Europa, durch ein fünfzehnhundertjähriges Christenthum auf den Gipfel der Bildung gekommen, stürzte plötzlich in die tiefsten Abgründe der Barbarei; es fand sich keine Wohlanständigkeit, keine Ordnung, keine Menschlichkeit mehr und Ströme Blutes wurden vergossen. Die Welt war nur mehr das Bild des Chaos und der Hölle; es war so entsetzlich dieses Bild, daß die Gottvergessenen vor ihren eigenen Werken erschracken. Sie entfärbten sich, denn der Abgrund, den sie für zahllose Opfer gegraben, fing an sie nun selbst zu verschlingen; ohne Hoffnung den Verheerungen des wilden Stromes Einhalt zu thun, dessen Dämme sie mit frevelhafter Hand selbst eingerissen, riefen sie nun, um das eigene schlechte Leben bangend, die nämliche Religion zu Hilfe, welche sie mit Spott übergeifert und zu vernichten sich alle Mühe gegeben hatten. Mit den eigenen in Folge der innern Todesangst zitternden Händen öffneten sie die Tempel des Herrn wieder, welche ihre Wuth wohl geplündert noch nicht aber zerstört hatte, und siehe da, von dem Augenblicke an wurden die Uebel weniger. Selbst die unversöhnlichsten Feinde Gottes und seiner heiligen Kirche wurden so zu dem Geständnisse gedrängt, daß die Religion zur Wohlfahrt der Völker unumgänglich nöthig sei.

Welch' eine ehrfurchtsvolle Anerkennung! welch' feierlicher Widerruf so vieler Verleumdungen! welches Geständniß der Unmacht, in der man war, als ohne den Glauben an Gott die Sitten, die Bürgertugenden und die Lebensfähigkeit des Staatskörpers selbst für immer unterzugehen drohten.

Was man nun ferner nicht leugnen kann, ist dieß, daß die Rückkehr zur Religion gerade auch die Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, der Studien, des Handels,

der Industrie und aller Dinge war, für die man heutzutage so viel Eifer zeigt und die mit allen übrigen unter der Herrschaft prinzipienloser Gottesleugnerei zu Grunde gegangen waren.

Aus dem hier Gesagten, was sich in allen Theilen auf unleugbare Fakta der Geschichte stützt, müßt und werdet ihr erkennen, daß wir keinen Grund haben, ob der Schicksale der Kirche Christi zu zittern; zittern wir vielmehr für uns selbst, wenn wir den Gesetzen der Religion nicht treu genug sind, noch lenksam genug für ihre heilsamen Lehren, und als eine Frucht dieser Abhandlung verdoppelt, ihr Söhne Oesterreichs, die Ehrfurcht und Liebe zu Gott und zu seiner heiligen Kirche, die ewig, wie bis daher, trotz ihrer zahlreichen Feinde bestehen und auch ferner glorreich über die schon oft beschämte falsche Wissenschaft triumphiren wird.

Verschließet daher, charakterfest und dem Taufeide treu, für die ganze Dauer euers Lebens der Urlüge das Ohr, die sich immer und immer unter den verschiedenartigsten Gestaltungen als beharrlicher Feind Gottes und des die Völker beglückenden Friedens wiederholt. Entweder Gott und seine heilige Kirche oben an — entschieden und unbedingt — oder die Welt weicht aus den Angeln, wie in jener Schlußperiode des vorigen Jahrhunderts, wo man die Menschheit dadurch beglücken wollte, daß man Gott abschaffte und die Heiligen und Blutzeugen Christi vermessen aus dem Kalender strich.

„In Gottes Huth steht frommer Muth.“ Mit diesen Worten begann ich dieses Werk und an dieser Stelle gebrauche ich sie wiederholt. Ja nähret diesen Muth in euern

Herzen, denn er iſt wahrhaftig der beſte Schild und die ſicherſte Waffe gegen jene Rotte, die den Himmel ſtürmen, die Kirchen des lebendigen Gottes zertrümmern, die Throne umſtürzen und die irdiſchen Güter Denen rauben möchten, die dieſelben unter Mühe und Fleiß, unter Wagniß und Gefahr im Schweiße ihres Angeſichtes redlich ſich erwarben.

Ja, Söhne Oeſterreichs! nähret den frommen Muth, von dem ihr beim Durchblättern der glorreichen Geſchichte euers mächtigen Vaterlandes ſo rührend erhabene Beiſpiele aufgezeichnet findet; jenen frommen Muth, der den nun in Gott ruhenden unvergeßlichen Kaiſer und Vater Franz allmächtig durchdrang, als er für die in den Staub getretene Ehre Deutſchlands in dem Augenblicke das öſterreichiſche Kriegsbanner dem Unterjocher der Nationen gegenüber entfaltete, als keiner der deutſchen Fürſten es mehr wagte, gegen die Diktatur des Uebermuthes zu proteſtiren. Hochherzig zog der allgeliebte, nun in der Gruft ſeiner glorreichen Ahnen ruhende Kaiſer einen ungewiſſen Kampf der Schande vor, weßhalb ihn auch der Himmel während der ſchwerſten Prüfungen ſtärkte und ſeinen gerechten Waffen endlich den Sieg verlieh. Nähret jenen frommen Muth, von welchem beſeelt Franz Joſef I., der ſo würdige Enkel des heimgegangenen frommen Kaiſers, bei dem Antritte ſeiner glorreichen Regierung um den angeſtammten Thron, der Lüge und dem Verrathe gegenüber, kämpfte; jenen Muth, der während der ſchmachvollen ſogenanten Weltbeglückungstage des 48ziger Jahres ein in Treue feſtes Heer um ſeinen ritterlichen Kaiſer und um den Doppeladler Oeſterreichs ſchaarte, den der Heldengreis Radetzky mit eiſerner Fauſt hoch hielt und auf raſcher Siegesbahn, über-

niedergeworfene entmuthigte Feinde ſchreitend, mit einem ewig grünen Lorbeerkranze ſchmückte.

Feſt und unerſchütterlich ſteht nun auch wieder, wie ich ſchon am Schluſſe des zweiten Kapitels dieſes Buches geſagt, Habsburgs Thron da, und wo die Religion, ein hochherziger Kaiſer, das Geſetz, Bürgertugend und ein treues opferwilliges Heer über dem Wohle des Volkes wachen, hat gewiß kein öſterreichiſcher Unterthan für ſein Eigenthum zu zittern; Vorſicht aber iſt trotzdem doch allenthalben nöthig, denn obwohl mit Blei und Schwert aus dem Felde gejagt, hat ſich die Lüge — die Vergifterin der guten Sitten, der Vaterlands- und Fürſtenliebe und der Anhänglichkeit an Gott und an die ewigen Wahrheiten — in ihr altes Bollwerk, in die ſchlechte Preſſe zurückgezogen. Von dort aus wirkt ſie nimmermüde, denn ſie hat nur den Dolch mit der Feder vertauſcht, keineswegs aber den Kampf aufgegeben; ſie entweiht die Wiſſenſchaft und mißbraucht die geiſtige Arbeit, die berufen iſt die Jugend und das Volk zu belehren, religiöſe, praktiſche, patriotiſche und gemeinnützige Grundſätze anzupflanzen, in der ſchamloſeſten und gleichzeitig in der unverantwortlichſten Weiſe. Statt Beruhigung ſchafft ſie Zwietracht, ſtatt Demuth und Gottvertrauen predigt ſie Aufruhr, ſtatt zur Achtung der Geſetze zu mahnen rüttelt ſie nimmermüde an ihrem Baue, ſtatt zur Treue ermuntert ſie zum Meineide, kurz, Geiſtesreichthum, wo nur die Vernunft diktirt und das Herz nicht bei Gott iſt, ſchadet im Allgemeinen noch weit mehr, als das Kapital in der Hand der Wucherer, denn hier iſt es nicht, wie bei den Letzteren, auf finanziellen Ruin allein, ſondern auf die Zuſtande-

bringung einer totalen geistigen und religiösen Verarmung abgesehen. Diese Sittenverderbniß, mit Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt, hat bereits zahlreiche Opfer gefordert, und von Jahr zu Jahr mehren sich Betrug und Bankerotte, unerhörte Diebstähle, Todtschläge, Raubmorde, Vergiftungen und Selbstmorde. Des Glaubens und jedes bessern Grundsatzes bar, wollen nämlich gar viele Verblendete und von dem rechten Wege Abgekommene nicht mehr arbeiten und doch Geld haben, und weil man durch die Wächter des Gesetzes verhindert ist offen zu predigen: „Das Eigenthum ist Diebstahl," so wählt man eben den kürzeren Weg und bringt diese dem Pfuhle der Hölle entstiegene Lehre vermessen und ohne Gottesscheu in Ausführung.

Und die schlechte Presse, wie geberdet die sich bei solchen Vorkömmnissen? Sie erzählt solche Gräuel mit innigem Wohlbehagen und nimmt nicht selten Partei für solche schwere Sünder und Verbrecher, die sie — Unglückliche nennt.

Das ist jedoch noch beiweitem nicht das Schlechteste, was diese verabscheuungswürdige Presse sich erfrecht, denn sie scheut sich ja nicht einmal offen den Fürstenmord zu predigen und solche Unthaten der Unwissenheit gegenüber in eine Art Cultus zu hüllen.

Stoßet deshalb jene schmutzigen, ehrlosen, der Kirche, dem Throne und euerm Vaterlande feindlichen Blätter und Bücher von euch; leset sie nicht, denn selbst wenn ihr, was ich unbedingt voraussetze, den schlechten Text nicht billigt, streut er euch doch Gift in das Herz und in die Seele. Die geistige Arbeit gewissenhafter Volksbelehrer aber, die wäh-

rend des Schaffens den Gedanken bei der Logik, das Herz bei Gott und den redlichen Willen wirklich zu nützen haben, die nehmet zur Hand und stärket und stählet euern Charakter der Lüge und der Verführung gegenüber.

V.

Die Wichtigkeit der Zeit.

Der vornehmste Endzweck des Menschen soll sein, weise, tugendhaft und glückselig zu werden. Die Mittel dazu sind, daß man das Böse meide, viel Gutes sich aneigne und in Ausübung bringe, sich nach dem Beispiele Rechtschaffener achte und den Fleiß mit der Frömmigkeit verbinde.

Das Mittel die Gesundheit zu erhalten ist Mäßigkeit und Ordnung. Der Endzweck des Kranken ist gesund zu werden und die Mittel dazu sind Arzneien und ein wissenschaftlich gebildeter gewissenhafter Arzt, der sie verordnet; unrichtige Mittel sind meistens solche, welche theils betrügerische, theils unverständige Menschen uns anrathen. Ebenso verhält es sich mit den Krankheiten in dem Bereiche der Moral, und so habe ich mir denn in diesem Kapitel vorgenommen rechtliche Mittel gegen eine wahre „Weltkrankheit“

anzurathen, und die Wahrheit dem Selbstbetruge gegenüber zur Geltung zu bringen; unter dieser Weltkrankheit verstehe ich die schlechte Anwendung oder die totale Vergeudung der Zeit, und ich werde daher von dem rechten Gebrauche und von der Wichtigkeit der Zeit reden, die häufig selbst von verständigen Menschen nicht so gewürdigt wird, wie sie gewürdigt werden sollte, was wohl unerklärlich, nichts desto weniger aber eine bedauerliche unleugbare Thatsache ist.

Um nun gleich in Mitte der Weltverkehrten zu beginnen, sage ich, es vergeht wohl kaum ein Tag, an welchem nicht dieser oder jener Unzufriedene über die Steuern klagt, die man der Regierung zu entrichten habe, und da selten so Einer eine energische Zurechtweisung erfährt, obgleich sich das von Rechtswegen gebührte, so will ich hier einschaltungsweise dieses Amt vom moralischen Standpunkte aus übernehmen.

In Bezug auf die Steuern, die in Oesterreich erhöht werden mußten, sage ich vorausschickend, es gibt keine Wirkung ohne Ursache, und da die wesentlichste Ursache, das Jahr 1848, uns noch nicht gar zu ferne liegt, so wird wohl jeder Unbefangene leicht begreifen, daß die damalige Kriegsbereitschaft, welche unbedingt erforderlich war, um die Treubrüchigen und Verführten mit Erfolg zu bekämpfen, mit einem ungeheuern außergewöhnlichen Kostenaufwande verbunden war. Die staatsrechtliche Nothwendigkeit diktirte diesen Kostenaufwand zur Erhaltung des Staates und als unvermeidliche Wirkung der vorerwähnten Ursache mußte in dem schwer bedrängten Oesterreich, das sich nur durch die größten Opfer und durch die ungeheuersten Anstrengun-

gen vor dem Untergange retten konnte, eine Erhöhung des Steuerfußes Platz greifen.

Wundert sich wohl Jemand, wenn er, der Brandassekuranz einverleibt, bei außergewöhnlich vielen Bränden im Lande mehr bezahlen muß, wie in minder heimgesuchten Jahren? Grund zum Wundern gibt's da wenigstens keinen, denn Jeder, der einen Vortheil oder eine Sicherheit für gewisse unvorherzusehende aber mögliche Fälle haben will, muß auch zu dem Kapitalfond jener Gesellschaft, die ihm seine Habe sichert, etwas beitragen; ist nun aber jene Gesellschaft durch Unglücksfälle, veranlaßt von Fahrlässigkeit oder von verruchter Hand, so sehr in Anspruch genommen, daß sie den Bestand sich nur zu sichern vermag, wenn sie die Einzahlungen periodisch steigert, so hilft kein Murren etwas, denn um die allgemein wünschenswerthe Wirksamkeit nicht zu hemmen oder gar aufzulösen, sind dem hart mitgenommenen Kapitalstocke eben raschere und bedeutendere Zuschüsse nöthig. Das sieht wohl Jeder ein, und Alle werden sicherlich in dem gegebenen Falle lieber etwas mehr zahlen als sich ausstreichen lassen, um dann auch leer auszugehen, wenn ihr Haus und ihre Habe von einem plötzlich ausbrechenden Brande in Schutt und Asche verwandelt werden sollte.

Wer nun willig zahlt, um ein mögliches Brandunglück für sich und seinen Besitz minder fühlbar zu machen, der wird und kann bei Gott sich doch gewiß auch nicht aufhalten, wenn er jetzt in Folge der großen Kriegsbereitschaft mehr zahlen muß; jener Kriegsbereitschaft, die nöthig war, den verheerenden Revolutionsbrand zu dämpfen und zu löschen, der in Oesterreich nicht allein den Thron und die

Kirche, ſondern auch das Eigenthum und die Sicherheit jeglicher Perſon mit Vernichtung bedrohte.

Iſt es wohl ſtatthaft, wenn man nun nach endlich überſtandener Gefahr ſich über Das aufhält, was für jene Periode nachgezahlt werden muß, welche, wie ſchon bemerkt, einen außergewöhnlichen Koſtenaufwand erforderte, um durch die vereinte Kraft des Heeres eine augenſcheinlich ſchreckliche Gefahr zu bekämpfen? Unter welchen Gefühlen muß ein wackerer Soldat aus der damaligen Zeit ſolche Aeußerungen über harte Steuern anhören, er, der die allgemeine Rettung mit erkämpfen half und in ſeinem Blute und in zerſchmetterten Gliedern Gott, dem Kaiſer und ſeinem Vaterlande gewiß die höchſten Steuern unter ſteten Entbehrungen und unausgeſetzten Gefahren bezahlte?

Höret daher, Söhne Oeſterreichs, nie ſo etwas ohne eine ruhige aber vom Rechtsſtandpunkte gebotene Entgegnung an und nennt auch nie, Andern nachredend, den damalig verhängten Belagerungszuſtand einen Ausnahmszuſtand, den der ſogenannte Ausnahmszuſtand war eben der geregelte, geſetzliche; jener Zuſtand aber, der den Belagerungszuſtand herbei führte, war der eigentliche Ausnahmszuſtand; ja er war eine ſchmachvolle Ausnahme der oft erprobten glorreichen altöſterreichiſchen Treue, und wir wollen zu Gott hoffen, daß eine ſolche Ausnahme nie wiederkehre.

Ich wende mich nun wieder jener Stelle zu, wo ich den Faden, um eine mir nothwendig ſcheinende Erklärung zu geben, abriß, und ſage zuvörderſt Jenen, welchen die Entrichtung jeder Steuer, jeder Abgabe ſchwer fällt, daß die Bequemlichkeit und die Trägheit, der allzulange Schlaf,

die falſch verſtandene Erholung, Unmäßigkeit und Verſchwendung die Unterthanen jedes Staates hundertmal höher beſteuert als der Staat es thun muß, um ſeine Geſetze, ſeine weiſen Einrichtungen und Wohlthätigkeits-Anſtalten aufrecht zu erhalten, wodurch doch gewiß nur das allgemeine Beſte gefördert wird. Berechnet einmal, wie viele Percente der Menſch dem Nichtsthun abgibt und wie viel Zeit er in nutzloſen Beſchäftigungen oder in zeittödtenden und geldraubenden Vergnügungen verbringt. Faulheit ſchmälert nun aber nicht bloß das Einkommen, ſondern ſie kürzt auch die Friſt des Lebens ab; ſie die Faulheit iſt für den Körper das, was der Roſt für das Eiſen iſt; viel ſchneller nützt ſie ab wie die Arbeit. Ein thätiger Menſch iſt heiter, ein ſtets gebrauchter Spaten immer blank.

Zeitverſchwendung iſt wahrhaftig die größte Verſchwendung, und Jene, welche über alle Gebühr lange dem Schlafe ſich hingeben, kürzen ihre Lebensfriſt durch einen Bewußtloſigkeitszuſtand, vorſätzlich herbeigeführt, ab; abkürzen ſie die Zeit für Gewerbe und Gewinn, für die Vervollkommnung und Erreichung höherer Zwecke und werden ſo die Todtſchläger unzähliger Stunden, die wohlangewendet ihnen von unberechenbarem Nutzen ſein würden. Im Friedhofe bekommt einſt Jeder Ruhe genug; möchte das doch wohl bedacht werden, dann würden ſicherlich Alle die Stunden nützen und bei ſelbſtverſtändlich vorhandenem Fleiße mehr und mit geringerer Schwierigkeit arbeiten, denn Faulheit macht alle Dinge ſchwer, rege Thätigkeit aber läßt uns ſelbſt das Schwerſte leicht erſcheinen. Der Schritt der Faulheit iſt ein ſo langſamer, daß der der Armuth ihn bald

überholt, wo dann der Menſch aus dem Bereiche werkthätigen Schaffens in das der Wünſche übergeht; Fleiß hingegen braucht keinen Wunſch; wer aber von eiteln Hoffnungen leben will, muß Hungers ſterben, denn es iſt kein Gewinn ohne Arbeit denkbar möglich. Jeder, der ein Geſchäft betreibt, iſt gleichzeitig der Verwalter eines Gutes und Jeder, der einen Beruf hat, hat auch ein Amt mit Nutzen und Ehre; natürlich muß aber das Geſchäft dann gut betrieben und der Beruf eifrig und gewiſſenhaft befolgt werden, denn ſonſt wird weder Gut noch Amt uns in den Stand ſetzen für uns und unſere Familie die Lebensbedürfniſſe beſtreiten und die Steuern bezahlen zu können, was doch für jeden Unterthanen eine heilige Verpflichtung iſt. Haben wir aber emſigen Fleiß zur Richtſchnur unſeres Lebens gemacht, ſo werden wir nie hungern und nie um Nachſicht der fälligen Steuern bitten müſſen, denn in das Haus eines arbeitſamen Mannes guckt der Hunger wohl manchmal zum Fenſter hinein, den Eintritt über die Thürſchwelle aber wehret ihm frühe und ſpäte Thätigkeit, verbunden mit Genügſamkeit und weiſer Sparſamkeit. Der Fleiß iſt ſonach die alleinige und wahre Mutter des Glückes; arbeitet daher, ſo lange es „heute“ heißt, denn Niemand kann mit Beſtimmtheit wiſſen, ob er nicht morgen verhindert wird Das zu thun, was er heute ohne irgend eine Störung hätte vollbringen können. Ein „heute“ ſoll daher jedem Vernünftigen, der nicht blos in den Tag hineinlebt, mehr werth ſein wie zwei „morgen.“ Wenn ein Diener von ſeinem guten ordnungsliebenden Herrn ſeiner Trägheit wegen geſcholten und ein fauler Schlingel genannt wird, ſo hat er doch gewiß allen Grund ſich zu ſchämen, da

nun aber Jeder gleichzeitig der Herr und Urheber ſeiner guten und ſchlechten Handlungen, ſeiner nützlich oder verſchwenderiſch angewendeten Zeit iſt und ihm das Recht zukommt mit ſich zufrieden oder unzufrieden zu ſein, ſo ſoll er ſchon um der Selbſtachtung willen nie ſo mit der Zeit verfahren, daß er zu dem beſchämenden Selbſtgeſtändniſſe gedrängt wird, er ſei ein fauler Schlingel.

Wenn nun, wie aus all' dem Geſagten hervorgeht, ein Staatsbürger ſo viel für ſich ſelbſt, für ſeine Familie und für den Staat, dem er angehört, und zwar von Rechtswegen zu thun hat, ſo iſt es nöthig, daß ihr euch ſchon jetzt als junge Staatsbürger auf die ſpäteren Pflichten euers Berufes würdig vorbereitet. Ja viel, recht viel hat Jeder im Leben zu thun, wenn er anders mit Ehren alt werden und den Seinigen ein Obdach und ſich ſelbſt einen guten Ruf in der Welt zurücklaſſen will. Beherziget das wohl, erſchrecket deshalb aber auch ihr nicht, die ihr vielleicht ſchwache Hände habt oder weniger talentvoll ſeid, wie Andere begabtere; ſeid nur recht fleißig und arbeitet unverdroſſen weiter und immer weiter, dann werdet ihr nichtsdeſtoweniger doch eine große Wirkung erſehen, denn ein ohne Unterlaß fallender Waſſertropfen macht ja ſelbſt das härteſte Geſtein, einen Fels, mürbe. Bedenket, daß nicht nur in der Hand des Starken die Axt den Eichbaum fällt, auch ſchwachen Armen dient ſie zu demſelben Zwecke, und gilt es dann auch mehr Streiche zu führen, Geduld und Fleiß fällen doch den Stamm.

Ja, dürfen wir denn dann gar keine Erholung haben? So könnte wohl Mancher hier fragen, und da ich mir vorgenommen, Alles recht klar und wohl faßlich zu erörtern,

ſo entgegne ich: Gebrauchet gut und wohl die Zeit, wenn ihr euch eine würdige Erholung gönnen wollt, und da ihr keiner Minute gewiß ſeid, ſo werfet nie achtlos eine Stunde von euch. Erholung iſt nach meiner Anſchauung nichts anderes als eine Zeit, die der Fleiß allein dem Menſchen gewinnt, um entweder dem Körper desſelben eine nützliche Zerſtreuung zu gönnen, oder um bei beiſeite gelegter Arbeit das Herz aus dem Geräuſche der Welt zu Gott, dem Anfange und dem Endzwecke alles Guten, erheben zu können.

Unter Erholung verſtehen nun freilich gar viele Menſchen ganz etwas Anderes, z. B. einen langen Aufenthalt im Wirthshauſe, wobei nicht nur die Stunden getödtet, ſondern häufig die Geſundheit durch mehr Trinken, als nöthig iſt, untergraben und dem Unmäßigen ſo durch Selbſtverſchulden ein frühes Grab bereitet wird. Andere erſehen in theuern Spielen eine ihnen angenehme Erholung, wodurch beim Verluſte Gift und Galle in den Körper kommt und beim Gewinne der Hang zum immer und immer wieder Spielen, zu immer neuen finanziellen Wagniſſen und zu einem immer wiederkehrenden und mit Beharrlichkeit fortgeſetzten Zeittodtſchlage angebahnt wird; wieder Andere, ich meine die politiſchen Kannegießer, marken ſich, wenn es ſein muß, lieber den letzten Sechſer vom Munde ab, und kaufen täglich jene ſchmutzigen, ſchlüpfrigen und ehrloſen Blätter und häufig auch ſolche Bücher, welche die ſchlechte Preſſe, wie ich im vorhergehenden Kapitel erörterte, als giftgetränkten Samen in der Welt nach allen Himmelsrichtungen ausſtreut. Lediglich aus falſcher Wißbegierde handeln unzählige Menſchen ſo, die durchaus Das, was ſie auf ſolche Weiſe zu leſen bekommen, nicht billigen,

aber leſen, ſagen ſie, müſſen ſie es doch, um den ſogenannten Barometer des Zeitgeiſtes ſtets vor Augen zu haben. Dieſe Entſchuldigung verwerfe ich jedoch geradezu, denn wer nicht belogen werden und wirklich wiſſen will, wie es in der Welt zugeht und wie es mit dem Zeitgeiſte ſteht, der braucht ſich nur eine rechtlich und gewiſſenhaft redigirte Zeitung zu kaufen, dann hat er vor ſich, weſſen er bedarf, nämlich: das Neueſte, mit Vorſicht mitgetheilt, nur wahre Fakta der politiſchen Tagesereigniſſe und den moraliſchen Tadel, der ſich laut und offen kund gibt, ſo oft er der Lüge der falſchen Aufklärung, der Sittenverderbniß und überhaupt der Anpreiſung des Schlechten und Verwerflichen begegnet. Damit glaube ich könnte doch wohl Jeder zufrieden ſein, und nicht allein von der Klugheit, ſondern zuvörderſt vom Standpunkte jener Pflichten, die brave Unterthanen üben ſollen, ſcheint es mir geboten, der ſchlechten Preſſe den Beutel zu verſchließen. Welcher Vernünftige, frage ich, wird wohl ſeinem Feinde eine tägliche Beiſteuer zu jenen Waffen überantworten, mit welchen er ihn ohne Unterlaß bekriegt und immer tiefer und unheilbarer verwunden will? Welcher wackere Sohn wird wohl ſeinen Beutel einer Geſellſchaft öffnen, die es ſich zur Aufgabe machte, die Anſichten, Sitten und Handlungen ſeiner guten Eltern dem allgemeinen Geſpötte preiszugeben und beharrlich herabzuſetzen? Das thut gewiß Niemand, der ſich nicht die Schellenkappe des Narren als würdigen Preis ſeines verkehrten unwürdigen Handelns verdienen will; Jene aber, die täglich aus reinem Vorwitze an die ſchlechte Preſſe einige Kreuzer abgeben, thun ſo, nicht bedenkend, daß gerade dieſer unverantwortliche Vorwitz der ſchlechten

Preſſe ein reiches Kapital zu ihrem Beſtande übergibt, wodurch die Verbreitung guter Grundſätze, wenn auch nicht unterdrückt, doch beharrlich bekämpft werden kann; nicht bedenkend, daß der von der Preſſe geſchmähte Staat ihre Mutter, und das mit frecher Stirne angegriffene Oberhaupt deſſelben der gütige Vater allen Staatsbürgern und jene geheiligte Perſon iſt, in welcher Vaterlandsliebe, Treue und Opferwilligkeit ihren Vereinigunspunkt finden ſollen. Höchſt unpatriotiſch iſt daher noch nebenbei das Pflegen einer ſolchen Erholung, und wie jeder verderbliche Mißbrauch der Zeit dürfte füglich auch dieſe Verkehrtheit wegfallen. Wahre Erholung iſt, wie ich mich ſchon früher ausſprach, eine Zeit, um etwas Nützliches entweder für die Seele, für den Geiſt oder für den Körper zu thun; wer daher in Albernheiten, Verkehrtheiten oder gar in Sünden eine Erholung ſich ſchafft, beſchädigt ſeinen moraliſchen Werth. Ueberhaupt folgt das wahre Vergnügen gewöhnlich Jenen, die Dem, was die leichtfertige Welt Vergnügen nennt, beharrlich und charakterfeſt den Rücken kehren, und die es auch während der Erholung, die ſie ſich gönnen, an Umſicht und Sorgfalt für ihr Geſchäft ſogar in den winzigſten Kleinigkeiten nicht fehlen laſſen, denn eine kleine Nachläſſigkeit richtet nicht ſelten einen großen Schaden an; auch entſpringen Mühen aus läſſiger Trägheit und eine Unzahl beſchwerlicher Arbeiten aus nutzloſer Bequemlichkeit.

Das bis daher Erörterte könnte und dürfte nach meinem Dafürhalten genügen, um euch, junge Staatsbürger Oeſterreichs, Fleiß und Aufmerkſamkeit für euern Beruf und für euer ſpäteres Geſchäft anzurathen. Zu dem Vorangeſchickten iſt aber noch die Mäßigkeit hinzuzufügen, die

durchaus da Platz greifen muß, wo der menſchliche Fleiß mit Erfolg gekrönt werden ſoll, denn Einer, welcher Dasjenige, was er durch Mühe und Fleiß erworben, nicht zu halten, kurz, wer nicht zu ſparen verſteht, legt in hundert Fällen, ſelbſt wenn er in eigener Equipage gefahren, zu der unrühmlichen Nachrede den Grund, man habe ihn aus der Armenkaſſe begraben müſſen, weil er der Welt nichts als ſeine Leiche zur Beſtattung zurückgelaſſen. Wer ſich und den Seinen etwas erwerben und ſichern will, der muß eben ſowohl an's Sparen wie an's Verdienen denken.

Hinweg alſo mit allem Ueberflüſſigen! Würde doch dieſer Ruf allſeitig, wo es noth thut, gehört und beachtet, dann hätten gewiß viele Familien keine Urſache mehr, ſich über ſchlechte Zeiten und über ſchwer zu erſchwingende Steuern zu beklagen. Die Zeiten ſind immer dieſelben geblieben, die gewiſſenlos unthätig oder gar in Geldverſchwendung hingebrachten Tage und Stunden aber, in Verbindung mit dem Wucher und der Habſucht, ſind lediglich ſchuld, daß es vielen Tauſenden, die die Zeit nicht nützlich eintheilten und ihre Handlungen nie auf der Wage des Gewiſſens prüften, ſchlecht und auch von Rechtswegen recht erbärmlich geht.

Viele Bäche bilden eben einen Strom, und wie ein kaum merklicher Leck, den die Sorgloſigkeit nicht verſtopft, endlich doch das größte Schiff zum Sinken bringt, ſo geht es auch bei Jenen, welche weder mit der Zeit noch mit dem Gelde rechnen, und die eben deßhalb nicht ſelten im Alter um Brot betteln müſſen.

Einſichtsvolle Menſchen lernen vom Unglücke Anderer, Thoren jedoch kaum von dem eigenen; glücklich aber iſt

und bleibt der, welchen fremde Gefahren zur äußerſten Vorſicht mahnen und ſo die eigenen meiden laſſen. Wer nun in unſern Tagen Luſt und den guten Willen hat, ſich das Unglück Anderer zu Nutzen und fremde Gefahren zur abwehrenden Schildwache für die eigenen zu machen, der braucht nur eine Zeitung aufzuſchlagen, um in den ämtlich ausgeſchriebenen Verſteigerungen und Hausverkäufen die Gefahr und das Unglück Anderer ſchwarz auf weiß täglich vor Augen zu haben; Gott bewahre mich jedoch ſagen zu wollen, daß Alle, die ſo bedroht werden, ihr trauriges Schickſal ſelbſt herbeiführten, denn kein Menſch iſt erhaben über das Unglück, das zeitweilig unvorbereitet, urplötzlich trifft oder durch fortgeſetzte ſchwere Schläge ſein Opfer erbarmungslos erfaßt und in's Verderben reißt. Beiweitem in den meiſten Fällen endet es aber nicht ſo ſchlimm mit Einem, der die Hand auf's Herz legen und in Wahrheit ſprechen kann: „An dem Unglücke, das mich heimſuchte, hab' ich keine Schuld.“ Nicht leicht fehlt es nämlich dem Redlichen, der, während er Unverſchuldetes dulden muß, Fähigkeit, Fleiß und Ausdauer beſitzt, an nutzbringender Verwendung ſeiner Kraft, denn ſeine beſſeren Nebenmenſchen, die nicht nur Geſchäftsleute, ſondern auch Chriſten ſind, ſchenken einem Solchen Vertrauen und unterſtützen ihn; ſie beſchwichtigen ſein verzagendes Herz und helfen dem Schwerbedrängten auf. Solchen jedoch, die im Gegenſatze das ihnen geſchenkte Vertrauen täuſchten, weicht Jeder ſcheu aus, und es verſchließt ſich ihnen, wo ſie auch anklopfen, die gaſtliche Pforte; in der Geſtalt des Mangels und der Hilfloſigkeit drängt ſich die Sünde an ſie heran; wiederholt räth ſie ihnen zu ſchlechten Handlungen,

die dann raſch den moraliſchen Bankerott vollenden, die Theilnahmsloſigkeit, gepaart mit Verachtung, für ſie allgemein machen und ſie endlich der rückſichtsloſen Strenge des Geſetzes übergeben. Als Wirkung ſolcher Verſchuldungen kann man die beiweitem meiſten ämtlich ausgeſchriebenen Lizitationen und Hausverkäufe anſehen und wiederholt fühle ich mich hier zu dem ernſt warnenden Ausrufe gedrängt: „Hinweg mit allem Koſtſpieligen und Entbehrlichen!“

Das Koſtſpielige, im Hauſe aber leicht Entbehrliche, raubt nicht ſelten das Unentbehrlichſte, und man kann daher wohl ſagen, auf eine Perſon, die in Unverſchämtheit lügt ſie ſei arm, kommen hundert Bedürftige und ſtill Duldende. Wenn der Brunnen trocken gelegt iſt, erkennt man erſt recht das Bedürfniß und den Werth des Waſſers, und wer den Werth des Geldes ſich recht veranſchaulichen will, der braucht nur in die Lage zu kommen, ſich welches ausborgen zu müſſen. Auf's Borgen folgen bittere und ſchwere Sorgen, und wer Leuten, welche von dem Gelde einen gewiſſenloſen Gebrauch machen, ſolches leiht, ladet gleichfalls eine ſchwere Verantwortung auf ſich.

Ein noch weit unverſchämterer Bettler aber wie der Mangel iſt der Stolz; auf eigene Wag und Gefahr ſtrebt er nach eiteln Dingen. Erfaſſet die beiden Worte recht, ich ſage auf Wag und Gefahr, denn ein Wagniß, verbunden mit der äußerſten Gefahr iſt es gewiß für den Unbemittelten, wenn er den Reichen nachahmen will; es iſt das ſo thöricht, wie wenn ſich ein Inſekt einbilden wollte, es könne ſich zum Umfange des Elephanten aufblähen; wie eine immer und immer vergrößerte Seifenblaſe würde ſicherlich

der Leib des ſtolzen Inſektes zerplatzen und ebenſo verhält es ſich auch mit dem Stolze; er, der ſich anmaßt mit dem Ueberfluſſe frühzuſtücken, ſpeiſt mit der Armuth zu Mittag und kaut endlich mit Schande und Verachtung ein hartes unverdauliches Abendbrot.

Wie verderblich der Stolz in ſeinen Folgen iſt, dürfte ſchon dieſes Wenige, was ich darüber erörterte, genügend beleuchtet haben, nun frage ich aber noch, was hilft denn ſelbſt im äußern Scheine dieſer Stolz, wofür man ſo ungeheuere Anſtrengungen macht und ſo namenlos viel leiden muß? Ich antworte „nichts“ und alle Jene, welche ſich auf dieſen ſogenannten Stolz etwas zu Gute thun, ſtehen dem Prädikate „Stolz“ gerade am allerfernſten, denn der eigentliche wahre Stolz entſpringt aus dem Gefühle perſönlicher Vorzüge, welche, wenn ſie in Wahrheit vorhanden ſind, in dem Sittengeſetze Begründung finden; dieſer edle Stolz beſtimmt den Menſchen nichts zu thun, wodurch ſein moraliſches Weſen entwürdigt werden könnte, und iſt ſonach mit Hochſinn gleichbedeutend; Aufgeblaſenheit und Hoffart haben mit ihm nichts gemein; ſie ſtehen dem Hochſinne ſchroff gegenüber; ſie ſchaffen Mißachtung ſtatt Achtung und ſind ebenſo wenig im Stande das Wohlbefinden zu fördern, als die Leiden und Schmerzen zu beſchwichtigen, die ſie reihefolgend bereiten; ſie ſind nichts weiter als die Todtengräber des guten Rufes und des Seelenfriedens.

Was würde wohl die Welt über die Regierungen ſagen, wenn ſie plötzlich, und zwar bei Androhung der Strafe des Gefängniſſes und bei Verluſt der Habe ein Verbot erließen, daß ſich der Arbeiter nicht ſo kleiden

dürfe wie der Meiſter, der Diener nicht ſo wie der Herr und ebenfalls der Unbemittelte nicht ſo wie der Reiche. Mit handelnder Raſchheit würden da gewiß die abgenützten und verbrauchten Schlagwörter der Weltbeglückungs-Reformatoren wieder zum Vorſchein kommen, und das Geſchrei von Beſchränkung der perſönlichen Freiheit, von volksfeindlichen Uebergriffen und offen an den Tag gelegter Tyrannei lärmte ſicherlich ärger, als wenn alle Glocken zuſammengeläutet und alle Freuer- und Lärmtrompeten auf einmal geblaſen würden. Welche Aufregung — welche Aufregung um nichts!

Sehet, unter das Joch einer ſolchen Tyrannei, gegen welche Alle, wenn ſie anders vom Staate ausginge, einen ſtürmiſchen Proteſt erlaſſen würden, ſchmiegen ſich jetzt, beſonders in großen Städten, zahlloſe Verblendete, indem ſie der gewiſſenlos verſchwendeten Zeit, der Prunkſucht und der koſtſpieligen Vergnügen halber ſich in Verarmung und Schulden ſtürzen, und ſo an ihre Gläubiger ihre Habe und die perſönliche Freiheit verwirken. Der Borger iſt ein Sklave des Darleihers, und ein Berg aufgehäufter Verbindlichkeiten, der von dem Schuldner nicht geebnet werden kann, benimmt ihm zuerſt den Muth und dann die Tugend. Brauchet daher die Zeit zu euerm Heile, berechnet die Stunden wohl und veranſchaulicht euch bei jedem Beginn einer Handlung die Urſache und die Wirkung; bindet euch nicht ſelbſt durch Verſchwendung der Zeit und durch alle die vorerwähnten Weltverkehrtheiten die Hände, bewahret eure geſchäftliche Unabhängigkeit als ein koſtbares Kleinod, ſeid fleißig, gewiſſenhaft, genügſam und unantaſtbar, denn es iſt wahrhaftig beſſer, wenn einer ohne Abendeſſen

zu Bette geht, als wenn er am Morgen mit dem Bewußtsein erwacht, er habe ſich durch den Gebrauch des Credites oder durch eine verwerfliche Handlung geſättigt.

Wer die Friſt ſeines Lebens, die Zeit, dieſes ihm von Gott anvertraute koſtbare Gut nach dieſen hier gegebenen Lehren anwendet, Barmherzigkeit am rechten Platze übt und dabei des lieben Gottes und der wahren Menſchenbeſtimmung nicht vergißt, hat ſicherlich den Stein der Weiſen gefunden, denn Schädliches von vorneherein vermeiden iſt gewiß nutzbringender, als erſt durch Schaden klug werden. Weiſet daher in Dingen, wo es ſich um euere Wohlfahrt handelt, die ſchädliche Erfahrung, die Lehrmeiſterin der Thoren, von euch; achtet und würdiget guten Rath und bedenket und beherziget, daß Jene, welche der Stimme der Vernunft ihr Ohr verſchließen, auch kein Recht haben ſich zu beklagen, wenn ihnen ſpäter das Schickſal eine harte Lehre in ſchweren und bittern Schlägen ertheilt.

Rechnet alſo mit der Zeit, ſeid gewiſſenhaft und machet mit den Pflichten die Probe, denn eine wohl und nach den weiſen und heiligen Abſichten Gottes angewendete Lebensfriſt iſt reines lauteres Gold; ein Gold, deſſen Echtheit der Nachruf über unſern Grabhügel beſtätigt und deſſen vollen Werth wir ungeſchmälert mit in's Jenſeits nehmen, während die Verſchwendung und der ſündenvolle Mißbrauch derſelben gleich einer Kohle nicht nur uns ſelbſt, ſondern auch unſere Seele, das uns inwohnende Ebenbild Gottes, beſchmutzt und unwürdig entſtellt.

VI.

Das Gebet.

Beten im Allgemeinen heißt, Herz und Seele zu Gott erheben, mithin ſeine Geſinnungen und Empfindungen dem Herrn offenbaren, an Gott denken — mit Ihm reden.

Welch' ein erhabenes, würdiges, nur dem Menſchen mögliches und die Menſchheit ehrendes Geſchäft! —

Nur der Menſch kann denken; er allein iſt im Stande über die ganze belebte und lebloſe Schöpfung hinwegzuſehen, ſich über alle Schranken der Endlichkeit und Zeit empor bis über die Sterne zu Gott zu erheben, um dort mit dem unſichtbaren, heiligſten und mächtigſten Urgeiſte, dem Erhalter und Leiter alles Deſſen, was auf Erden und im Himmel iſt, in geiſtigen Umgang zu treten und ein kindliches vertrauensvolles Geſpräch zu pflegen.

Es iſt das wahrhaft eine Hoheit und Würde, die den Menſchen als ein vernünftiges Weſen weit über die ganze Natur erhebt, und wer da im Stande iſt, das Gebet zu mißachten, der muß gleichzeitig auch ſeine eigene Denkkraft und die ganze Menſchheit verachten; wer aber voll ſündenvollen Muthwillens ſich noch überdies ſo weit verleiten ließe, über den frommen knieenden Beter, über ſeine mit Inbrunſt gefalteten Hände und über ſeinen himmelwärts gerichteten Blick zu ſpotten, der beraubte ſich ſelbſt ſeines edelſten Vorzuges und ſetzte ſich, ſeine Abſtammung

verkennend und ſchändend, unter die vernunftloſe Thierwelt herab.

In unſerer Zeit, die ſo gänzlich als eine Zeit der Induſtrie und des Gewerbsfleißes ſich herausgebildet hat, wird nun leider häufig das Gebet als eine Sache, die keine Percente einbringt, nicht geübt; auch braucht man nicht gerade feinhörig zu ſein, um doch zu vernehmen, wie das Welturtheil über gute Chriſten und fromme Beter ſich ausläßt.

Wer ſind dieſe Menſchen, heißt es, die ſo gerne in die Kirche laufen und ſich dort dem Gebete hingeben? Zumeiſt Müſſiggänger, Zeittödter, unnütze Schwärmer, die ihr Leben verträumen und nie tüchtige Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft zu werden im Stande ſind. Das Beten bringt kein Brot; rührig und arbeitſam ſein muß der Menſch; ſeinen Verſtand und ſeine Kräfte muß er daran ſetzen, um für ſich und die Seinigen etwas zu erwerben und ſein Geſchäft vorwärts zu bringen. Das „allezeit Beten", was der Katechismus den Kindern lehrt, ſtreicht der Geſchäftsmann als unpraktiſch aus dem Katechismus ſeiner Erwerbspflichten und überläßt Bettlern und Schwärmern ſo ein Thun.

Hier begegnet man wieder recht vernehmlich dem Gange der Urlüge, die in Alles ſich miſcht, in Uebertreibungen ſich gefällt und das Einleuchtendſte und Selbſtverſtändlichſte durch Phraſen und Sophiſtereien unkenntlich macht, ja bis zu einem Unding entſtellt.

Wenn es heißt, der Chriſt ſoll „allezeit beten", ſo kann doch damit nicht gemeint ſein, daß er von Minute zu Minute eine Kniebeugung mache und ohne Unterlaß Ge-

betformeln herſage, wodurch ihm natürlich keine Zeit zur Arbeit und zum Erwerbe bleiben würde.

Der Ausdruck „allezeit“ oder „immer“ hat nämlich hier eine ganz andere, eine mehrfache Bedeutung.

Wenn z. B. ein wohlhabender und zugleich wohlthätiger Mann zu einem Dürftigen ſpricht: „Mein lieber Freund, Ihr könnt immer an meinem Tiſche eſſen,“ ſo kommt ihm bei dieſer Einladung doch gewiß nicht zu Sinne, daß das ein Eſſen ohne Aufhören ſein ſoll, ſondern die Gaſtfreundſchaft kann damit nur die gewöhnliche und übliche Zeit, wo es als Regel gilt Speiſen einzunehmen, meinen. Inſoferne nun das Gebet als eine geiſtige Nahrung betrachtet wird, erheiſcht es doch auch ſeine beſtimmten Zeiten, die theils aus der Eintheilung und aus dem Verlaufe des Tages, theils aus der kirchlichen Anordnung des Gottesdienſtes ſich ergeben. Man kann daher ſchon Demjenigen nachrühmen, daß er allezeit bete, welcher ſein Morgen-, Abend- und Tiſchgebet nicht verſäumt, und eben ſo wenig von dem kirchlichen Gottesdienſte ferne bleibt; ſelbſtverſtändlich muß er jedoch dieſen Uebungen nicht aus Gewohnheit, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit nachkommen.

Bei all' dem iſt aber mit dem Gebote „allezeit zu beten“ doch noch etwas weit Höheres bezeichnet, denn wer in der Andacht etwas Hochwichtiges, ihm unendlich Heilſames erkennt, wird ſicherlich in dieſem Sinne „immer beten“ das heißt, er wird die dazu beſtimmten Stunden oder Minuten nicht kärglich abzählen, ſondern gelegentlich auch andere Zeiten dazu verwenden; es kann das ja geſchehen in jedem einſamen oder unbeſchäftigten Augenblicke, in

ſchlafloſen Nächten, und ſelbſt während der Arbeit fehlt es nicht an Momenten, wo der Chriſt mit Inbrunſt in einem frommen Aufblicke und Gedanken ſein Herz zu Gott erheben kann.

Schon nach dieſer kurzen Erklärung kann es nicht mehr fraglich bleiben, wie es jedem Weltbürger möglich werde, „immer" zu beten, ohne dabei ſeine Pflichten zu verſäumen, ja er darf nicht einmal die geringſte ſeiner Pflichten verſäumen, denn unſer Gebet iſt nicht blos mit den Lippen abgethan, ſondern es iſt vielmehr ein Suchen nach dem göttlichen Wohlgefallen, deſſen ſich nur der theilhaftig macht, welcher dem Willen Gottes in allen Stücken nachkommt.

Iſt es nun nicht zuvörderſt Gottes Wille, frage ich hier, daß Jeder ſeinem Berufe nachkomme, redlich das Seinige thue, emſig arbeite und treu in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſei? Iſt alſo die berufsmäßige Arbeit nicht ein von Gott ſelbſt verordnetes heilſames Mittel Talente und Kräfte anzuwenden, um uns und den Unſrigen durch rechtmäßigen Verdienſt und Erwerb das zeitliche Auskommen zu ſichern und zu gewinnen? Hat uns etwa der liebe Gott blos ein Herz und eine Zunge zum Beten und nicht auch Kraft, Verſtand und Hände zum Arbeiten gegeben? Heißt es nicht ausdrücklich: „bete und arbeite?„ Wie gründlich widerlegt wird nun hier die Lüge, welche das Gebet zu einem Unding verunſtaltet, durch den Text der heiligen Schrift ſelbſt, die gewiß an keiner Stelle ſich verlauten läßt: „Bete und hänge dem Müſſiggange nach, der gute Gott wird ſchon für dich ſorgen

und für dich thun, was du zu thun zu bequem und zu faul bist."

So wenig es nun Gottes Wille ist, daß man nur bete und nicht arbeite, eben so wenig ist es seine Absicht, daß der Kranke nur Ihn anrufe und kein anderes Mittel zu seiner Heilung gebrauche, denn Er, der allmächtige Schöpfer, hat gewiß nicht vergeblich einen so unermeßlichen Reichthum von Heilkraft in die Natur ausgestreut; nicht umsonst hat er dem Menschen Einsicht und Kenntniß mitgetheilt, die so viele tausend Kräuter und Wurzeln zur Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit dankbar anzuwenden und nützlich zu gebrauchen. Würde es daher nicht der wohlthätigen und weisen Absicht Gottes ganz entgegengesetzt sein, wenn irgend Jemand das ihm von dem Arzte verordnete bitter schmeckende Arzneimittel wegweisen und durch bloßes Gebet oder durch die noch bequemere Fürbitte Anderer seine angegriffene Gesundheit wieder herstellen wollte. Das hieße ja vermessen Gott um Wunderwerke bitten und wäre gleichbedeutend mit jener Verkehrtheit, die durch das Gebet allein Lebensunterhalt und Wohlbehagen erlangen möchte, Mühe und Arbeit aber als zu unangenehm und zu bitter schmeckend von sich weisen wollte.

Es gibt wahrhaftig Nichts, was das Herz und die Seele mehr stärkt, als eine recht verstandene Andacht, als ein recht verstandener und recht geübter Gottesdienst, und obgleich unser Gebet nirgends lebendiger und heilsamer für uns sein kann, wie in den geweihten Hallen der Kirche, so kann nichtsdestoweniger selbst den eifrigsten Kirchenbesucher das Urtheil des Apostels treffen: „Soferne Jemand seiner Familienglieder und seiner häuslichen

Pflichten nicht eingedenk ist, sei er euch wie ein Heide.“ Ist nämlich Jemand zu Hause, dessen Zustand unserer gewissenhaften Pflege bedarf, sind Kinder zu hüten, die aufsichtslos einen oft unberechenbaren Schaden anrichten oder selbst zu Schaden kommen können; sind Geschäfte zu verrichten, welche selbst das geringste Versäumniß nicht zulassen, so soll ein rechtschaffener und wahrhaft frommer Mensch zu sich selbst sagen: „Wohl höre ich den feierlichen Ton der Glocken, wohl zieht mich's hin zum Gotteshause, doch das Wohlgefallen Gottes und den innern Frieden finde ich jetzt nicht dort, sondern hier nur bei der Erfüllung meiner Pflichten, die mir zugewiesen.“

In solchen Fällen vertritt die Erfüllung ernster und gebotener Pflichten die Stelle des Gebetes und in dieser Beziehung nun soll unser ganzes Leben ein Gebet zum Lobe Gottes und zur Erlangung seines Wohlgefallens sein.

Nach dem hier Gesagten dürfte die Lüge, die das Gebet mißachtet oder es als zwecklos aus dem Katechismus der Erwerbspflichten streicht, gründlich widerlegt sein, und Jeder hat nun nur noch zu bedenken, wie er zwischen den beiden äußersten Gegensätzen: „Beten ohne arbeiten“ und „arbeiten ohne beten“, den schmalen Weg bewahren könne. Wer allezeit nur gearbeitet und den irdischen Sorgen allein sich hingegeben hat, wie soll der Anspruch haben auf die Gnade des Herrn, den er niemals gesucht; ferner wer allezeit nur gebetet hätte ohne zu arbeiten, wie sollte der im Stande sein Gott von seinem Wandel Rechenschaft zu geben, Ihm, dem Herrn, der uns allezeit beten heißt aber zugleich befiehlt,

daß wir unſern Berufspflichten treu und nimmermüde nachkommen, für die Unſrigen ſorgen und in werkthätiger Barmherzigkeit dem Nächſten, wo es noththut, beiſtehen.

Aus dieſen zwei Fragen ergibt ſich folgende Lebensaufgabe für den Chriſten. Es ſoll Jeder hienieden als hauptſächliche Grundbedingung ſeines künftigen ewigen Schickſals das Gute thun und das Böſe meiden; dazu bedürfen wir aber der göttlichen Hülfe und deshalb ſoll und muß Jeder bitten, der nicht verloren gehen will. Ferner ſoll Jeder Gott, ſeinem allmächtigen Schöpfer und barmherzigen Erlöſer, angehören, was nur geſchieht, wenn wir nach dem Wohlgefallen des Himmels ſtreben und vor Allem den Frieden mit Gott ſuchen. Wie der Schall der Sterbeglocke und die täglich nach den Friedhöfen hinwandernden Särge zeigen, iſt auch unſeres Bleibens nicht auf dieſer Welt. Ein künftiges Reich des Lebens wartet unſer und um den Einlaß in dasſelbe ſollen wir uns deshalb auf das eifrigſte bemühen.

Zwiſchen dem Empfangen göttlicher Wohlthaten und dem pflichtgetreuen Erwerben derſelben waltet ein ungeheurer Unterſchied ob. Das erſtere haben wir auch mit den Thieren gemein, denn der Herr öffnet ſeine Hand und erfüllt Alles, was lebt, mit ſeiner unendlichen Güte; die Möglichkeit die göttlichen Wohlthaten zu erwerben und zu verdienen iſt jedoch dem Menſchen allein verliehen und ſeine vorzüglichſte Würde beſteht in dem perſönlichen Verkehr zwiſchen Gott und dem erſchaffenen Geiſte — der Seele. — Wenn du dem Allmächtigen getreu biſt, ſagt der Weiſe, wirſt du zu Ihm dein Antlitz empor wenden,

du wirſt Ihn bitten und Er wird dich erhören. Da ſich nun kein Augenblick in unſerm Leben findet, wo wir der göttlichen Gnade nicht bedürfen, ſo ſollen wir ſtets treu die Anordnungen Gottes befolgen, um, wenn es noththut, im Zuſtande der Gnade, mithin wirkſam bitten zu können.

Wie verhält es ſich nun aber in ſolchen Fällen, wo gar eifrige Bitter nicht erhört werden und all' ihr Flehen und Beten ihnen keinen Gewinn bringt, wird die Urlüge höhnen, die, wie früher erwähnt, ohne Unterlaß beſtrebt iſt ſelbſt das Heiligſte zur Mißachtung zu bringen?

Die Antwort iſt, daß dieſe Frage ganz abgeſehen von ihrer Religionsfeindlichkeit auf einem totalen Irrthume beruht, dem man ſtets begegnet, wo die Urlüge den Mund öffnet, um abſichtlich Irrthümer auszuſtreuen.

Die demuthsvolle Bitte, das rechte wahre Gebet, kann niemals vergeblich ſein, denn es iſt an ſich ſelbſt ſchon ein hoher unſchätzbarer Gewinn, und gerade hier handelt es ſich, daß zur Beſeitigung jedes Mißverſtändniſſes dieſer Gegenſtand gründlich behandelt werde.

Suchten wir nämlich durch unſer Gebet nur eine irdiſche Abſicht zu erreichen, ſo ſtünde es ſowohl mit uns wie auch mit aller gottergebenen Geſinnung gar übel. In dieſem Falle könnte das Gebet füglich ruhen oder wohl auch ganz unterbleiben, ſobald die Bitte erhört oder Das, was wir beabſichtigt, erreicht wäre; auch könnte Einer, welcher vergeblich gebetet, Klage führen über die verlorene Mühe und Zeit.

Täglich hört man Leute, die ſich zur Erreichung eines beſondern Wunſches um die Gunſt Hochgeſtellter oder

Nachfolgenden die sieben Bitten des Vaterunsers in ihrer Anwendung auf die sieben Tage der Woche.

Der erste Tag in der Woche ist der Sonntag oder der Tag der Sonne. An diesem Tage verehrten unsere heidnischen Voreltern die Sonne als jene Gottheit, welche die Nacht besiegt und die ganze Schöpfung mit ihren Strahlen erquickt. Wir Christen jedoch beugen vor keinem Planeten unser Knie; uns ging in der heiligen Nacht ein Gestirn auf, welches heller glänzt als diese irdische Sonne, es ist das Jesus die ewige Sonne der Christenheit.

Einst hüllte die Sonne sich in Trauer, sie wollte nicht leuchten zu der gräßlichen That, deren die Menschen an ihrem Erlöser sich schuldig machten, und auf Golgatha ging bleich und hinsterbend die ewige Sonne unter; es schien ihr Glanz für immer erloschen, doch kaum dämmerte der dritte Tag herein — es war der erste Tag der Woche — so schwebte ganz unerwartet die ewige Sonne in wahrhaft göttlichem Glanze wieder empor. Von da an leuchtete sie nur noch 40 Tage auf Erden und verbarg sich dann wieder den Blicken der Menschen hinter lichtem Gewölke; allein nach 10 Tagen wieder, es war gleichfalls der erste Tag der Woche, brach ihr Schein von Neuem in feuriger Helle hervor, und so steht sie auch jetzt noch da am Geisterhimmel, fortleuchtend bis ans Ende der Welt. Wohl darf deshalb auch der Christ den ersten Wochentag den Tag der Sonne, Sonntag, nennen, denn schon der allmächtige Schöpfer sprach an diesem Tage: „Es werde Licht!“ und es ward

ihnen die Ehrenhaftigkeit abzusprechen und sonach die Bitten unberücksichtigt zu lassen. Der abschlägige Bescheid stachelt nun in solchen Fällen immer die Bitterkeit auf und von dem, welcher denselben gegeben, heißt es dann gleich, er habe das Herz nicht auf dem rechten Flecke und es mangle ihm die Theilnahme für Unglückliche und Nothleidende. Ob das Unglück, wenn es anders wirklich vorhanden, nicht ein selbstverschuldetes und ob die Noth, wenn sie anders nicht lügenhaft vorgeschützt ist, nicht ebenfalls durch eine verwerfliche Handlungsweise zum Tischgenossen wurde, daran denkt keiner der Scheltenden; auch erwäget keiner, daß gerade ihm selbst das Herz nicht auf dem rechten Flecke sitze, weil er das zur Unterstützung der würdigen Armuth und des unverdienten schweren Unglückes bestimmte Kapital schmälern und Gnaden und Wohlthaten an ihm verschwendet wissen wolle.

Wie solche unwürdige und deshalb von Rechtswegen unerhörte Bittsteller klagt und seufzt auch der Unverstand über die zum Gebete verwendete Zeit, insoferne dasselbe keine Erhörung gefunden, nicht bedenkend, daß, wenn der liebe Gott alle unwürdigen und unverständigen Beter erhören wollte, wir bald auf ein Haar jenen verzärtelten Kindern gleichen würden, die Alles zerreißen und zerschlagen und dann die Eltern immer bitten es wieder ganz zu machen.

Ganz abgesehen hievon ist aber das Gebet bei weitem mehr als ein bloßes Mittel zur Erreichung eines besondern irdischen Wunsches.

Was will z. B. ein von einem schweren leiblichen Uebel heimgesuchter Mann, wenn er sich entschließt auf

längere Zeit seinen bisherigen Wohnort zu verlassen, um ein milderes Klima und eine reinere Luft aufzusuchen? was will er, wenn er bei einer Heilquelle sich aufhält? die Antwort kann nur lauten: Er will eben gesund werden, wornach sich selbstverständlich ergibt, daß die Genesung der eigentliche Wunsch ist, für dessen Erfüllung er all' das Angeführte unternommen. Wenn nun aber der eben erwähnte leidende Mann trotz aller angewendeten Maßregeln, die ihm das Gebot der Selbsterhaltung vorschreibt, keine Fortschritte der Besserung an sich wahrzunehmen im Stande ist, wird er dann, frage ich, aufhören für die Wiedererlangung seiner Gesundheit zu sorgen? Gewiß nicht; er wird zurückkehren und nach neuen Hilfsmitteln sich umsehen, denn das Gesundwerdenwollen ist ja das Ziel aller seiner Bestrebungen.

Was will nun der verständige Christ, so oft er die Hände faltet, das Haupt vor seinem Schöpfer entblößt, das Knie vor seinem Erlöser beugt und eine kürzere oder längere Zeit dem Gebete widmet? Verlangt er von Gott etwa eine besondere ganz einzelne Wohlthat oder Hilfe, und wenn das in einzelnen Fällen auch so wäre, dürfte er das Gebet dann unterlassen, wenn seine Bitte erhört oder nicht erhört wurde? Die Antwort lautet: Keineswegs, denn was den vernünftigen Christen zum Gebete bestimmt, ist nicht bloß Einzelnes und Zufälliges, sondern die innige Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott, worin er allein die rechte Höhe, den einzig wahren Frieden und das wahre Licht seines Lebens findet. Nur Jene, welche in dieser Gesinnung beten, üben und bezeugen ihren Glauben an jenes unsichtbare heiligste Wesen, das sich in dem Begriffe:

Licht und vollends aufgegangen iſt an dieſem Tage wieder das Licht der Höhe, Chriſtus Jeſus — die ewige Sonne.

Der erſte Tag in der Woche iſt nun der Sonntag und die erſte Bitte des Vaterunſers heißt: Geheiliget werde dein Name. In welcher Beziehung ſteht nun aber dieſe Bitte zu dem Sonntage? Ferner wie wird denn eigentlich der Name Gottes geheiligt?

Der Name Gottes wird dann geheiliget, wenn er unter alle Zonen zu den fernſten Völkern und in die dichteſten Schatten der Gebirge und Urwälder getragen wird, und wenn ſo jene barbariſchen Völker, die bis dahin ungeſtalteten Götzen dienten, endlich zur Erkenntniß des wahren, allmächtigen Gottes gelangen; er wird geheiligt, wenn jenen in Gemeinſchaft mit wilden Thieren Lebenden und in dichter Geiſtesnacht und Finſterniß Wandelnden, in Chriſtus dem Heilande das Licht der Erkenntniß, die ewige Sonne aufgeht. Daß dieſer heiligſte Zweck in allen Theilen des Erdballes gefördert werde, darum fleht die Chriſtenheit in der erſten Bitte. Da aber uns die Sonne des Heils ſchon längſt aufgegangen, ſo wünſcht der fromme Beter, der dieſe erſte Bitte ſpricht, auch, daß es bei Allen Tag werden und die Nacht auch von verblendeten Chriſten weiche, auf daß alle endlich einen wahren Sonntag feiern können.

Wohl ſteht die Sonne täglich am Himmel und leuchtet auf die Häupter der tief unter ihr wandelnden Menſchheit herab, bei Unzähligen aber dringen die Strahlen der ewigen Sonne nicht ſo in ihre Herzen, wie es nöthig iſt, wenn der Name Gottes wirklich geheiliget werden ſoll. Was nützt es nun Jene, wenn es draußen Sonntag iſt und es

nicht auch in ihren Herzen Sonntag wird; was frommt ihnen der feierliche Glockenton, was die brennenden Lichter auf den Altären, was das ausgesetzte Sakrament, wenn ihnen nicht auch im Innern ein heiliges Licht aufgeht und ihr Geist die Betrachtung des heiligsten Sakramentes — den Gottesdienst — nicht übt?

Jeder Christ soll daher an diesem Tage ganz besonders und mit Inbrunst beten: „Geheiliget werde dein Name," was im Bezuge auf unser geistiges Leben nichts Anderes heißt, als daß auch von uns der Name des Allerhöchsten dadurch geheiligt werde, daß wir im Lichte wandeln und die Werke der Finsterniß fliehen. Wie schwer versündigen sich daher Jene, die den Sonntag zur Völlerei mißbrauchen und, jedes edleren Gedankens bar, oft das ganze Erträgniß einer wöchentlich schweren Arbeit gerade an diesem Tage, dem Tage des Herrn, in Wirthshäusern und am Spieltische vergeuden und nicht selten in später Nachtstunde mit leerer Tasche, mit schwerem Kopfe und bis zur Unbehilflichkeit betrunken, den Weg heim zu ihrer Familie suchen. Welch' böses Beispiel für Weib und Kind, welch' schwere Verantwortung reift aus so einem Thun für die Sonntagsschänder selbst! Um wie viel glücklicher fühlten sie sich und ihre Angehörigen mit ihnen, wenn sie am Sonntage wirklich den Namen des Herrn geheiligt, ihr Inneres erquickt und ihr die Woche hindurch Erworbenes nicht unverantwortlich verschwendet hätten. Würden solche Verblendete doch an jedem Sonntagsmorgen zur ewigen Sonne, zu Christus aufschauen, an Ihn denken, Ihm danken für seine Menschwerdung, für seine Auferstehung und für die Sendung des heil. Geistes; möchten sie jene Heiligkeit und Ge-

Auf den Montag nun folgt der Dienſtag oder der Tag des Dienſtes. Alle Planeten, wie alle lebenden und lebloſen Weſen ſtehen im Dienſte eines allerhöchſten Herrn und unter den Befehlen Desjenigen, der ſelbſt die Elemente zu Boten und Vollſtrecker ſeines Willens macht und in den Engeln Geiſter zum Schutze glaubensvoller frommer Menſchen ausſendet. Um wie viel mehr ſind nun wir, die wir noch in die ſterbliche Hülle gekleidet ſind, Diener dieſes allmächtigen Weſens. Ja wahrhaftig Jeder, ob in Purpur oder in die Lumpen der Armuth gehüllt, ob geiſtlich oder weltlich, ob Herr oder Knecht dienen einem Herrn, und dieſer Herr iſt der Herr der Heerſchaaren.

Das Leben jedes Geſchaffenen iſt und kann ſonach nichts Anderes ſein als eine Dienſtzeit, ein einziger großer Dienſttag, und iſt endlich die Sonne dieſes großen Dienſttages für uns untergegangen, ſo beſtimmt die Treue und die größere oder geringere Gewiſſenhaftigkeit den Lohn für die Dienſtzeit. Ein guter Diener muß nun aber den edlen Abſichten eines guten Herrn gegenüber den eigenen Willen zum Opfer bringen, und da ſich das in Beziehung Unſer auch Gott, dem gewiß heiligſten und beſten Herrn, gegenüber gewiß nicht anders verhalten kann, ſo eignet ſich die dritte Bitte: „Dein Wille geſchehe wie im Himmel ſo auch auf Erde," ſicherlich gar ſchön für dieſen Tag. Damit wir im Stande ſind den Willen Gottes zu erfüllen, bitten wir den Herrn, daß Er unſern ſchwachen Willen zum Guten ſtärke, und wir ſtellen gleichſam uns und Alles, was wir unſer Eigenthum nennen, ganz dem Herrn anheim. Wie Chriſtus einſt am Oelberge, ſprechen wir in dieſer Bitte: „Vater, wenn es möglich iſt, daß der

Kelch der Leiden und Trübsale an uns vorüber gehe, so bewahre uns gnädig vor dem bittern Tranke, doch nicht wie wir wollen, sondern wie du willst, geschehe es."

Wer in diesem Sinne die dritte Bitte des Vaterunsers spricht und so täglich sich selbst und was er sein Eigenthum nennt, Gott empfiehlt, der wird sicherlich auch nach Umfluß seines letzten treuen Dienstages die trostreichen Worte aus dem Munde des Herrn vernehmen: „Wohlan du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über Vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn."

Der Tag, der auf den Dienstag folgt, heißt Mittwoch, die Mitte der Woche. Drei Tage der Woche sind dann bereits vorüber, drei andere kommen nach; die umgeflossenen Tage sind ein Bild der Vergangenheit, die noch folgenden ein Bild der Zukunft, und der in der Mitte liegende Tag muß sonach ein Bild der Gegenwart sein. Die Mittwoche bedeutet also das „heute", und ganz entsprechend dem vierten Wochentage heißt es in der vierten Bitte: „Heute gib uns unser tägliches Brot." Da wir nun aber während der drei umgeflossenen Tage das Brot — unsern täglichen Unterhalt — von der Güte des Herrn empfingen und wir auch nicht ängstlich für die folgenden Tage besorgt sein sollen, weil Der, welcher die Lilien auf dem Felde kleidet und die Rabenbrut im Neste nicht vergißt, auch sicher als liebender Vater für uns sorget, welche eigene Bedeutung soll denn dann die vierte

Bitte des Vaterunſers gerade an dem vierten Wochentage haben? —

Hier muß ich nun die Frage einſchalten: Bedürfen wir denn nur des zeitlichen Brotes?

Sehet, dieſe Frage ſchickt ſich nun am treffendſten für den vierten Wochentag, denn wir ſtehen ſchon in der Mitte der Woche; wie in der Mitte der Woche ſtehen aber auch ſchon gar Viele in der Mitte ihres Lebens, und da ſelbſt die jüngſten nicht wiſſen, wann der Sand ihrer Lebensuhr verrinnt, ſo ſoll Jeder zurückblicken auf die eben zurückgelegten drei Wochentage und zugleich über das bereits umgefloſſene Leben. Wenn nun bei einem ſolchen Prüfen der Vergangenheit wir zu der Ueberzeugung gelangten, wir haben viele Sonntage nicht geheiligt, an vielen Montagen nicht nach dem Reiche Gottes geſtrebt und an vielen Dienſtagen unſern Willen den Abſichten Gottes nicht untergordnet, müſſen mir da nicht erſchrecken und um das Heil unſerer Seele beſorgt werden? Können wir etwa die vielen verlornen Tage zurückrufen, oder haben wir eine Verſicherung, daß man uns vielleicht nicht ſchon während der noch folgenden drei Wochentage im Friedhofe ein Grab bereite? — Muß das „heute" uns da nicht zum Ernſte mahnen, und in Folge dieſes Ernſtes wird dann gewiß jeder Chriſt außer dem täglichen Brote den Herrn auch um Seelenbrot bitten, das iſt um Gnade, um Weisheit, um Kraft und Stärke zum Guten. Ja er wird Jeſum bitten, daß er zu ihm komme im heiligen Sakramente, und wer nicht ſo thut, der nährt eine Feindſchaft gegen ſich ſelbſt im Herzen, die mehr als unbegreiflich iſt,

denn wie ſchnell iſt das „heute“ vorüber, wie raſch heißt es: „Mittwoch geweſen“, dann folgt — der Donnerſtag.

Es iſt Donnerſtag, das heißt der Tag des Donners, und der Herr zürnt über Jene, die die Zeit der Gnade nicht benützten. Unglückliche Menſchen, welche die Langmuth des Allgütigen erſchöpften und den Zorn des Himmels über ihren Häuptern wachriefen! Wie konnten ſie wohl ſo verkehrt, ſo ſelbſtfeindlich handeln? Wie war es möglich, daß ihr Auge ſo ganz verblendet war? Hat ihnen doch die Sonne beim Tagewerke geleuchtet; hat ſie doch der Mond als treues Bild der Welt daran erinnert, wie vergänglich Alles hienieden ſei. Und dennoch waren ſie ſo läſſig und träge im Dienſte des Herrn; ſelbſt die Mitte der Woche vermochte den religiöſen Ernſt, die Erkenntniß der wahren Aufgabe des Lebens, in ihnen nicht wachzurufen. Mußte da, frage ich, der Herr nicht endlich zürnen, mußte nicht die Stimme des liebenden immer mahnenden Vaters in die Donnerſtimme des Richters ſich umgeſtalten und mußte nicht ein Tag der Strafe mit allen ſeinen Schrecken nahen?

Wie ſchön entſpricht wieder dieſem fünften Wochentage die fünfte Bitte, in welcher der Chriſt in Zerknirſchung fleht: „Vater vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern.“

Wohl Jenen, welche der zürnenden Stimme des Himmels ihr Gehör nicht verſchließen und ſo doch noch am Rande des Abgrundes, der ſie zu verſchlingen droht, aus ihrem böſen Traume erwachen. Wohl ihnen, die nach langer Verblendung endlich reumüthig ſprechen: „Vergib uns himmliſcher Vater, wie auch wir verge-

Bitte des Vaterunſers gerade an dem vierten Wochentage haben? —

Hier muß ich nun die Frage einſchalten: Bedürfen wir denn nur des zeitlichen Brotes?

Sehet, dieſe Frage ſchickt ſich nun am treffendſten für den vierten Wochentag, denn wir ſtehen ſchon in der Mitte der Woche; wie in der Mitte der Woche ſtehen aber auch ſchon gar Viele in der Mitte ihres Lebens, und da ſelbſt die jüngſten nicht wiſſen, wann der Sand ihrer Lebensuhr verrinnt, ſo ſoll Jeder zurückblicken auf die eben zurückgelegten drei Wochentage und zugleich über das bereits umgefloſſene Leben. Wenn nun bei einem ſolchen Prüfen der Vergangenheit wir zu der Ueberzeugung gelangten, wir haben viele Sonntage nicht geheiligt, an vielen Montagen nicht nach dem Reiche Gottes geſtrebt und an vielen Dienſtagen unſern Willen den Abſichten Gottes nicht untergordnet, müſſen mir da nicht erſchrecken und um das Heil unſerer Seele beſorgt werden? Können wir etwa die vielen verlornen Tage zurückrufen, oder haben wir eine Verſicherung, daß man uns vielleicht nicht ſchon während der noch folgenden drei Wochentage im Friedhofe ein Grab bereite? — Muß das „heute" uns da nicht zum Ernſte mahnen, und in Folge dieſes Ernſtes wird dann gewiß jeder Chriſt außer dem täglichen Brote den Herrn auch um Seelenbrot bitten, das iſt um Gnade, um Weisheit, um Kraft und Stärke zum Guten. Ja er wird Jeſum bitten, daß er zu ihm komme im heiligen Sakramente, und wer nicht ſo thut, der nährt eine Feindſchaft gegen ſich ſelbſt im Herzen, die mehr als unbegreiflich iſt,

denn wie ſchnell iſt das „heute“ vorüber, wie raſch heißt es: „Mittwoch geweſen“, dann folgt — der Donnerſtag.

Es iſt Donnerſtag, das heißt der Tag des Donners, und der Herr zürnt über Jene, die die Zeit der Gnade nicht benützten. Unglückliche Menſchen, welche die Langmuth des Allgütigen erſchöpften und den Zorn des Himmels über ihren Häuptern wachriefen! Wie konnten ſie wohl ſo verkehrt, ſo ſelbſtfeindlich handeln? Wie war es möglich, daß ihr Auge ſo ganz verblendet war? Hat ihnen doch die Sonne beim Tagewerke geleuchtet; hat ſie doch der Mond als treues Bild der Welt daran erinnert, wie vergänglich Alles hienieden ſei. Und dennoch waren ſie ſo läſſig und träge im Dienſte des Herrn; ſelbſt die Mitte der Woche vermochte den religiöſen Ernſt, die Erkenntniß der wahren Aufgabe des Lebens, in ihnen nicht wachzurufen. Mußte da, frage ich, der Herr nicht endlich zürnen, mußte nicht die Stimme des liebenden immer mahnenden Vaters in die Donnerſtimme des Richters ſich umgeſtalten und mußte nicht ein Tag der Strafe mit allen ſeinen Schrecken nahen?

Wie ſchön entſpricht wieder dieſem fünften Wochentage die fünfte Bitte, in welcher der Chriſt in Zerknirſchung fleht: „Vater vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern.“

Wohl Jenen, welche der zürnenden Stimme des Himmels ihr Gehör nicht verſchließen und ſo doch noch am Rande des Abgrundes, der ſie zu verſchlingen droht, aus ihrem böſen Traume erwachen. Wohl ihnen, die nach langer Verblendung endlich reumüthig ſprechen: „Vergib uns himmliſcher Vater, wie auch wir verge-

ben." Gewiß entſchwindet für ſo Flehende auch am Donnerſtage das Gewitter und gewiß wölbet ſich über ihren Häuptern ein Regenbogen, ein Bote des Friedens. In Ruhe verbringen ſie ſicher die Nacht, und wenn ſie erwachen iſt der Tag des Donners mit all' ſeinen Schrecken entſchwunden. Ganz anders, wie früher, begrüßen ſie dann die Sonne, denn der Freitag, der Tag der Erlöſung, geht für ſie auf.

An dieſem Tage litt und ſtarb Chriſtus der Herr für uns auf dem heiligen Opferberge, und damit der durch den Heiland von der Nacht des Todes befreite Chriſt auch fürder in der Gnade des Ewigen bleibe, bittet er Gott um ſeinen Beiſtand und fleht in der ſechsten Bitte: „Herr führe uns nicht in Verſuchung." Von frommem Muthe beſeelt muß er aber dabei während der ganzen Dauer ſeiner irdiſchen Pilgerfahrt einen guten Streit beharrlich gegen die Macht des Böſen kämpfen, denn ſonſt ſinkt er wieder zurück in die troſtloſe Knechtſchaft der Sünde; das Erlöſungswerk ward dann für ihn umſonſt vollbracht, und das: „Er iſt nicht hier, er iſt auferſtanden!" was der Engel an dem leeren Grabe des Gekreuzigten ſprach, hat für ihn nichts Troſtreiches, denn ein unbußfertiger Sünder kann für ſich nur ein Endziel im Grabe wünſchen, während dem wahren Chriſten das Grab als Ausgangspunkt in das Land der Verheißungen gilt.

Es iſt ſonach für jeden Chriſten ſowohl die ſechste Bitte des Vaterunſers wie auch der ſechste Tag der Woche von größter Wichtigkeit, denn, wie dieſer Tag Jedem zuruft: „Heute floß auf Golgatha des Erlöſers Blut; habe wohl Acht, daß es für dich nicht umſonſt

vergoſſen wurde!" ſo weiſet die ſechste Bitte Jeden, dem es ſchwer wird, in dem Kampfe mit den Drangſalen zu beſtehen, auf den Heiland hin, welcher einen Gläubigen, der mit Inbrunſt ſeinen Beiſtand anfleht, nie verläßt.

Auf den Freitag folgt nun der Samstag das iſt — der Tag der Ruhe. Vollkommene Ruhe wird aber hienieden dem Mächtigſten und Reichſten eben ſo wenig zu Theil, wie dem Hilfloſeſten und Aermſten, denn die Leiden und Uebel ſchreiten nicht nur über die ärmliche Schwelle der Hütte, ſondern auch über die des Palaſtes. Das größte und einzig wahre Uebel iſt nun aber, wie ſchon früher erwähnt, die Sünde, denn es gibt wahrhaftig nichts Entſetzlicheres als unter beſtändigen Gewiſſensbiſſen, unter Angſt und Qual ſein Leben hinſchleppen zu müſſen.

Wo iſt nun aber dann der geſtörte innere Friede wieder zu finden, wo die Ruhe des Gewiſſens wieder zu erlangen? Nur am Fuße des Kreuzes, am Grabſteine des auferſtandenen Erlöſers, der zum Altare der Kirche für die geſammte Chriſtenheit geworden; der Kirche, die in der Taufe den Neugebornen aus den Armen ſeiner Mutter empfängt und ihm das Siegel der geiſtigen Wiedergeburt aufdrückt; die den Menſchen mit ihrer Lehre und mit ihren Heilsmitteln durch das Leben geleitet, um ihn dann, das Memento mori mit geweihter Aſche auf ſeine Stirne ſchreibend, für das Grab und für den Tod vorzubereiten und zu weihen; der Kirche, die dem in der Wüſte des Lebens irrenden Menſchen das Land ſeliger Verheißungen jenſeits des Grabes zeigt, wo ſie den Gläubigen, den ſie in geweihter Erde beſtattet, damit der Staub zum Staube zurückkehre, an der Pforte der Ewigkeit wieder empfängt.

die beiweitem wenigſten dieſen hochwichtigen Gegenſtand ſeiner vollen Bedeutung und ſeinem ganzen Umfange nach; ſie kennen ihn nicht, weil ſie ſich entweder nie die Mühe gaben tiefer und gründlicher darüber nachzudenken, oder weil ſie nicht auf jener Bildungsſtufe der Urtheilsfähigkeit ſtehen, wo Forſchungen zu Ueberzeugungen und Gründe zu heiligen Pflichten werden. Wieder, und zwar in jedem Staate, gibt es Eingeborene, für welche das Wort: Patriotismus gar nicht exiſtirt, und die weder in ihren Geſinnungen noch in ihren Handlungen einen Funken von Anhänglichkeit an ihr Vaterland verrathen.

Dieſe Letzteren zeigen nun freilich, daß ſie ſich bereits jedes beſſeren Gefühles entäußerten, denn ſogar wilde Thiere lieben ja die Zone, unter welcher ſie auf die Welt kamen, und vertheidigen muthig ihre Höhle oder ihr Lager gegen jeden feindlichen Angriff. Der ſeinem Erdreiche entriſſene Baum trauert, ſelbſt wenn ihn der ſorgſamſte Gärtner anderswohin verpflanzt, und die Bewohner des Nordpoles ſehnen ſich, umgeben von dem Segen des fruchtreichſten, herrlichſten Himmelsſtriches, heim in ihre unwirthbare Schnee- und Eiswüſte. Den Bettler beſchleicht ein Gefühl des Unglückes, wenn er in die Verbannung wandern muß, und der ſchwerſte Verbrecher, über welchen das Geſetz den Stab gebrochen, trägt ſeine Ketten lieber im Vaterlande ſelbſt ohne Hoffnung, daß ſich ihm die Thüre ſeines Kerkers je wieder zur Befreiung öffnen werde.

Dieſe alle nun haben jedoch nur das Gefühl nicht aber den rechten Begriff des Patriotismus, und da derſelbe lediglich aus Grundſätzen hervorgeht, ſo kann hiebei ſelbſtverſtändlich Oberflächlichkeit nicht genügen; richtig erfaßt

und wohl verstanden muß dieser Begriff sein, und um verständig zu werden gibt es nur einen sichern Weg — das Lernen.

Es ist daher zuvörderst die Pflicht jedes jungen Staatsbürgers sich jene unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben, aus welchen gute praktische Grundsätze für's Leben als Beförderungsmittel des wahren Bürgersinnes und eines ernsten Nationalcharakters hervorgehen.

Wer gründlich wissen will, was der wahre Patriotismus von jedem einzelnen Staatsbürger fordert, der muß zuvörderst untersuchen, was zur allgemeinen Wohlfahrt eines Volkes überhaupt gehört.

Zur Förderung der allgemeinen staatlichen Wohlfahrt, die nach der Lehre Jesu jedem Christen so sehr am Herzen liegen muß, wie seine persönliche Wohlfahrt, gehört:

1) Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes;
2) gemeinschaftliche Beschützung desselben;
3) gemeinschaftliches Herbeischaffen der nöthigen Erfordernisse, welche das Leben, die Gesundheit und die Zufriedenheit erheischen;
4) Umlauf dieser Erfordernisse durch den Verkehr im Handel und Wandel und endlich
5) Verhütung alles Dessen, was die Bedürfnisse vermehren und folgerichtig das Menschenleben sauer und elend machen muß.

Aus diesen Erfordernissen zur festen Begründung des Staatswohles ergeben sich folgende Pflichten des Patriotismus:

Jeder Staatsbürger iſt gehalten, Alles zu thun oder zu befördern, was zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes gehört; gleichzeitig ſoll er Alles vermeiden oder verhüten, was die Sicherheit bedroht und ſtört.

Nach dieſem erſten Geſetze alſo muß jeder Staatsangehörige ſich nicht nur von allen Kränkungen der Rechte und Befugniſſe ſowie von allen Eingriffen in das Eigenthum, des Gutes oder der Ehre ſeiner Nebenmenſchen enthalten, ſondern noch weit mehr von all' Dem, was die Rechte der Kirche und des Staates, die Ehre des Fürſten und der Nation, die obrigkeitliche Gewalt, das Leben und die Ruhe der Unterthanen, die Heiligkeit der Landesgeſetze und die öffentlichen Kaſſen und Einkünfte beeinträchtigt.

Nach dieſem Geſetze muß ferner jeder brave Unterthan Alle, welche die Sicherheit des Lebens oder des Eigenthumes angreifen oder anzugreifen drohen, daran verhindern; ſollte es ihm hiezu an Kraft gebrechen, ſo hat er die Obrigkeit von dem böſen Vorhaben zu verſtändigen; auch iſt es ſeine Pflicht alle Anſtalten, deren Aufgabe es iſt für die Aufrechthaltung der Ehre des Staates, für den Wohlſtand der Unterthanen, für die Erhaltung des Lebens und der Geſundheit und für die äußere Ruhe und Sicherheit ſowohl in den Häuſern, wie auf den Straßen Sorge zu tragen, auf jede ihm mögliche Weiſe zu begünſtigen; nur gut ſoll er davon ſprechen und keinen Theil ſeiner Kräfte oder ſeines Vermögens, den er, ohne den eigenen Lebensbedürfniſſen Abbruch zu thun, entbehren kann, ſoll er für zu groß anſehen, als daß er

ihn nicht als Zeugniß eines treuen Bürgerſinnes und wohlverſtandener Pflichten auf den Altar des Vaterlandes niederlegen möchte.

Jeder Staatsbürger iſt ferner gehalten den Staat, das heißt das Leben, das Gut und die Ehre des Regenten wie der Unterthanen gegen jeden Feind zu ſchützen.

Das Wörtchen „jeden" iſt hier von hoher Wichtigkeit, denn ein guter Patriot ſoll nicht fragen, wer der Feind ſei und nicht erwägen, ob er etwa mit demſelben in keiner, in naher oder in ferner Verbindung ſtehe; das Vorhandenſein der Gefahr allein iſt es, worauf er ſein Augenmerk zu richten hat und für deren Abwehr er nicht theilweiſe, ſondern ganz ohne jeglichen Vorbehalt einſtehen muß.

Dieſer Schutz einer Gefahr gegenüber, welche die geheiligte Majeſtät oder die Wohlfahrt der Unterthanen bedroht, muß ein gemeinſchaftlicher ſein, das heißt, es darf Keiner, der geſund iſt und gerade Glieder hat, ſich ausſchließen, denn wozu Alle verbunden ſind, dazu iſt auch jeder Einzelne verbunden, und wenn ein Einzelner das Recht haben wollte ſich auszuſchließen, ſo hätten es natürlich auch Alle.

Hieraus geht nun hervor, daß Jeder, der nicht wünſcht, daß alle ſeine Mitbürger im Augenblicke der Gefahr ſich theilnahmlos zeigen und das Land verheeren laſſen, von Treue und Opferwilligkeit erfüllt, ſich zu der Schutzmacht ſtelle. Kraft, Zeit und Gut fordert in ſolchen Momenten der echte Patriotismus von jedem Staatsangehörigen, und

wenn die Gefahr ſich ſteigert und dadurch das Leben Aller in Gefahr kommt, ſo fordert er ſelbſtverſtändlich auch die Aufopferung jedes einzelnen Lebens.

In dieſem Sinne verpflichtet ſich jeder Unterthan bei Ablegung des Staatsbürgereides für das Ganze zu arbeiten und zu leiden, unter den Segnungen des Friedens bei ſtrenger Beobachtung der Geſetze mit ſeinen Nebenbürgern glücklich zu ſein und in den Tagen ſchwerer Prüfung und Landesbedrängniß mit Allen für Kaiſer und Vaterland gegen jeden Feind, auf Gott vertrauend, zu kämpfen, zu ſiegen oder als ein Blutzeuge des wahren Patriotismus zu fallen.

Die Aufrechthaltung des Wohlſtandes im Vaterlande erfordert, daß jeder Staatsbürger zur Herbeiſchaffung aller wirklichen Erforderniſſe gemeinſchaftlich mitwirke, das heißt Jeder ſoll, wie ſchon in dem Kapitel „Arbeit" erwähnt, in ſeinem Stande und Berufe arbeitſam und fleißig ſein.

Unſchwer begreift nun wohl Jeder, daß alle Bedürfniſſe, ſowohl des Einzelnen wie des Ganzen, nie von einem einzelnen Menſchen herbeigeſchafft werden können, und jeder Staatsbürger, der ſich die Mühe gibt nachzudenken, was ihm und ſeiner Familie durchaus unentbehrlich iſt, wird unſchwer zu der Ueberzeugung gelangen, daß täglich Tauſende an Dem arbeiten, was er und die Seinen bedürfen. Hierunter iſt zu verſtehen: Speiſe und Trank, deren produktive Erzeugung und Zubereitung, Wohnung und Kleidung, Mittel zur Erhaltung und Herſtellung der Geſundheit, Anſtal-

ten zur religiösen und gemeinnützigen Heranbildung der Jugend, Versorgung der Kranken, Erziehungshäuser für Waisen, Sicherheit der Person und des Eigenthumes durch das Institut der Schutzwache, Sicherheit vor einem plötzlichen Einfall des Feindes durch das stehende Heer und durch jene militärischen Abtheilungen, die bei den Grenzablern treue Wache halten, Feuerlösch-Anstalten, Begräbnißplätze und endlich überreiche Mittel zur höheren Bildung der Nation durch die verschiedenen Abstufungen des Lehrstandes.

Wenn es nun, wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, unumgänglich nöthig ist, daß Tausende für Einen arbeiten, so ergibt sich selbstverständlich für jeden Einzelnen die Verpflichtung, daß er wieder für Tausende arbeiten müsse. Aus dem Erkennen dieser Verpflichtung gingen die verschiedenen Stände der Menschen hervor, welche alle unter dem allgemeinen Gesetze stehen, und der Fürst wie der Minister, der geistliche wie der weltliche Lehrer, der Jurist wie der Arzt, der Kaufmann wie der Handwerksmeister, der Soldat wie der Bauer, kurz Alle müssen ihrem Stande, welchen sie zur Herbeischaffung der Erfordernisse der übrigen Staatsangehörigen übernommen haben, mit Treue, Sorgfalt und unermüdetem Fleiße nachkommen, das heißt, Jeder muß seine Art von Arbeit so gut machen, als es ihm nur immer möglich ist, und zwar schon deshalb, weil er wünscht und erwartet, daß jeder Andere auch für ihn wiederum so gut, so sorgfältig und gewissenhaft arbeite, als er es nur immer im Stande ist.

Daraus ergibt sich nun noch ein weiteres Gesetz, welchem sich kein redlicher Weltbürger und guter Patriot entziehen darf. Niemand soll nämlich einen Stand sich wäh-

konnten, was wir wollten. Wenn wir jetzt auch Hunger, Kummer und schwere Sorgen haben, so müssen wir das ebenfalls selbst leiden; wer hat also das Recht uns zu schelten; wer darfs wagen uns den Patriotismus abzusprechen?"

So und vielleicht noch weit heftiger würde man von allen Seiten den vermeintlichen ungerechten Angriff zurückweisen, und dennoch hätte das ganze Geschrei keine andere Wirkung, als wie ein Steinwurf ins Wasser, der nur einige wirbelnde Kreise hervorbringt, den Lauf des Stromes aber nicht aufzuhalten vermag.

So wenig nun ein in das Wasser geschleuderter Stein demselben eine andere Richtung anweisen kann, eben so wenig könnte das vorangeführte Geschrei den harten Ausspruch Desjenigen ändern, welcher den durch Verschwendung sich um Geschäft und Brot Gebrachten aus der Zahl der Patrioten streicht. Die Verschwendung führt nämlich, wie schon genügend hier gezeigt, früher oder später zur Verarmung, und je mehr Menschen täglich in bittere Dürftigkeit und Hilflosigkeit gerathen, desto höher steigt auch die Fluth des Elendes im ganzen Lande.

Diese Fluth kann nun sicherlich kein wahrer Patriot erhöhen wollen, denn statt für das Wohl des Vaterlandes zu arbeiten und zu schaffen, vermehrte er ja sonst geradezu die Lasten desselben. Ueberhaupt gibt es für den Staatsbürger nichts Achtungswürdigeres, als wenn man von ihm rühmen kann, er sei ein guter Familienvater, ein ehrenhafter Geschäftsmann und ein guter Christ. Ein guter Familienvater! In welch' bedauerlichem Widerspruche steht nun aber diese Bezeichnung mit dem verkehrten Thun

eines Menſchen, der durch Hoffart, durch Verſchwendung und durch ſchlechte Wirthſchaft überhaupt ſich zu Grunde richtet; der ſeinem Weibe, ſtatt ihr als Stütze zu dienen, als Lohn ihrer Mühewaltungen und ſchwerer Mutterpflichten den Bettelſtab in die Hand gibt; der die Erziehung ſeiner durch ihn unglücklichen Kinder dem Staate überläßt, und ſie im Erkankungsfalle in ein Kinderſpital bringen muß, weil ſeine Verſchwendung die Unglücklichen um das Bett gebracht und weil für die unentbehrlichen Medikamente kein Geld im Hauſe iſt.

So wenig die Worte: „guter Familienvater" für einen ſolchen Menſchen ſich ſchicken, eben ſo wenig kann man von ihm ſagen, er ſei ein ehrenhafter Geſchäftsmann geweſen, denn da er während ſeines verkehrten Lebens weder an ſeine Zukunft, noch an das Schickſal ſeiner Familie gedacht, ſo wird er auch ſchwerlich im Handel und Verkehre gerechnet haben, ob Jene, die ihm Credit gewährten, zu ihrem Eigenthume wieder kommen werden. „Gehe es ſo lange es geht," das iſt die Denkungsart ſolcher Menſchen, die, jedes ſoliden Standpunktes entbehrend, ſich auf gut Glück dem Zufalle überlaſſen. Da nun aber lediglich nach ſicheren Berechnungen Geſchäfte geführt werden müſſen, ſo kann es unmöglich ehrenhaft ſein, nur ſo lange Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo lange es eben geht, weil jeder ſo Handelnde ja mit Sicherheit weiß, es werde einmal nicht mehr gehen, und Jene werden dann verlieren, die eben am Zuge ſind.

Wer nun kein guter Familienvater und kein ehrenhafter Geſchäftsmann iſt, kann ſchon deshalb auch kein guter Chriſt ſein, weil gerade die Religion Jedem den Schutz

und die Sorge für seine Familie und die Ehrenhaftigkeit im Verkehre mit seinen Nebenmenschen zur heiligen Pflicht macht, während sie Völlerei und Hoffart unter die Todsünden zählt.

Wer nun schlecht an Weib und Kind, gewissenlos an seinen Mitbürgern und vermessen gegen Gott handelt, der kann doch sicherlich auch kein guter Patriot genannt werden wollen. Wie kann der Staat Dem vertrauen, der das Vertrauen seiner Angehörigen und seiner Geschäftsfreunde so gewissenlos zu ihrem Nachtheile mißbrauchte, und dem Verschwendung und Vergnügungssucht mehr werth waren, als die Liebe, die Achtung und die Wohlfahrt seiner Familie und jener Staatsangehörigen, die mit ihm verkehrten; ihm, dem selbst der Segen des Himmels entbehrlich schien, indem er nur solche Handlungen beging, die Gottes Mißfallen erregen und seine Langmuth erschöpfen.

Die Verblendung solcher Menschen geht jedoch so weit, daß Viele trotz des hier Angeführten behaupten würden, den Patriotismus könne man ihnen doch nicht absprechen, denn wenn plötzlich ein Feind in das Vaterland einfiele, so kämpften sie vielleicht entschlossener wie mancher Andere, der sich rühmt in allen Stücken ein guter Patriot zu sein.

Ich sagte früher in diesem Kapitel, daß der wahre Begriff des Patriotismus lediglich nur aus Grundsätzen und aus wohlverstandenen Pflichten hervorgehen könne, während ich hier eben deutlich zeigte, daß schlechte Grundsätze oder wohl auch ein gänzlicher Mangel an Grundsätzen den verkehrt Lebenden um all' Das bringt, was jeder wackere Mann wünschen wird, daß man es an ihm achte. Wer nun wohlverstandene Pflichten weder gegen Weib und Kind noch gegen die Staatsgesellschaft und ebenso wenig gegen Gott

an den Tag legt, der kann mit dem Patriotismus ſchon deshalb nichts gemein haben, weil er in allen ſeinen Handlungen unwiderleglich beweiſt, daß er die Pflichten eines Chriſten und braven Staatsbürgers entweder gar nicht kenne oder ſie in böſer Abſicht unerfüllt laſſe. Hilft nun ein Solcher während der Tage der Gefahr entſchloſſen den Feind mitbekämpfen, ſo kann dieſem Entſchluſſe unmöglich jener fromme Muth zu Grunde liegen, der den wirklichen Patrioten beſeelt, welcher ein geachtetes Leben, ein Leben, das einen moraliſchen Werth hat, in dem Kampfe für edle Grundſätze und wohlverſtandene Pflichten einſetzt; wer jedoch die Liebe ſeiner Familie und die Achtung ſeiner Mitbürger verſcherzte, was ſetzt denn ein Solcher ein, was kann denn für den verloren gehen? Die Antwort lautet einfach: Ein ſchuldbeladenes gebrandmarktes Leben. Da wagt er nun freilich wenig, und da er dem Staate nie als Patriot galt, ſo kann er weder ſagen, er kämpfte für den Patriotismus, noch er fechte für den eigenen Herd und für Weib und Kind, denn den eigenen Herd, das Glück und den Frieden der Seinen, zerſtörte ja eben ſeine pflichtvergeſſene Handlungsweiſe. Wie er früher nach dem verwerflichen Prinzipe: Gehe es ſo lange es geht, ſeinen Schlendrian betrieb, ſo gibt er ſich eben auch jetzt den Wechſelfällen des Krieges hin, in der Hoffnung, ein günſtiger Zufall könne ſeine leere Taſche noch einmal füllen. Die Würdigkeit eines braven Vaterlandsvertheidigers bringt er ſonach nicht mit in den Kampf, und wenn der Tod in blutiger Schlacht ihn plötzlich ereilt, ſo rühmt ihm gewiß Niemand nach, er ſei als pflichtgetreuer Patriot gefallen; weit näher aber liegt das Urtheil, ein ſchlech-

ter Familienvater und gewiſſenloſer Mann habe ſein Ende gefunden, wobei man nur wünſchen könne, daß Gott ihm gnädig ſein möge.

Hiebei iſt noch zu bemerken, daß gerade ſolche Leute, die in Folge eigener Verſchuldungen nichts mehr zu verlieren haben, als ein unrühmliches Leben, auch da gar bereitwillig zur Waffe greifen, wo es ſich nicht um die Beſchützung des Vaterlandes, ſondern um den Umſturz der Geſetze im Lande ſelbſt handelt. Der Muth ſolcher Menſchen, welchen gute Grundſätze und das Verſtändniß der Staatsbürgerpflichten fehlen, iſt daher, gegen einen äußern Feind angewendet, nicht achtbar, in den Tagen eines plötzlich auflodernden Aufruhres aber dem Staate ſelbſt höchſt gefährlich. Es hat das die Erfahrung nur allzu deutlich gezeigt, und der aufzeichnende Griffel der Geſchichte hat ein zahlreiches Regiſter ſchlechter Staatsbürger aus der Zahl der Patrioten geſtrichen.

Aus Dem nun, was ich in dieſem Kapitel vorgetragen, ergibt ſich die unverrückbare Nothwendigkeit, daß all' die in demſelben verzeichneten Pflichten und Geſetze wohlverſtanden und heilig gehalten werden müſſen; ſie müſſen ohne Ausnahme beobachtet werden und wenn, um ein Beiſpiel anzuführen, ein Böſewicht die öffentliche Sicherheit ſtören will und er wäre das eigene Kind eines Staatsbürgers, ſo müßte dieſer Bürger an dem Ungerathenen dasſelbe thun, was er gegen jeden Fremden durch Anwendung der geſetzlichen Mittel thun würde, um die bedrohte Ruhe zu ſchützen und zu ſichern; ferner, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes die eigene Familie eines Bürgers beunruhigen ſollte, ſo müßte er die Ruhe zum Opfer

bringen, und wenn Jemand durch die Verleugnung des Vaterlandswohles oder eines wesentlichen Theiles desselben sich die größten Summen erwerben und dem Anscheine nach überaus glücklich machen könnte, so müßte er diesen Gewinn verachten und die Förderung des allgemeinen Staatswohles vorziehen.

Sehet, junge Staatsbürger Oesterreichs, das allein ist wahrer Patriotismus, welcher himmelweit von jenem der Enthusiasten sich unterscheidet, die nur im Affekte sich als Patrioten zeigen, aber nicht entfernt daran denken, daß der wirkliche gute Staatsbürger nicht eine seiner Pflichten unerfüllt lassen dürfe. Diese Nothwendigkeit des gegenwärtigen Beistandes guter Menschen hat Gott in seiner Weisheit selbst angeordnet, und ich frage, können wohl Jene an diesen Gott glauben und Ihn Allvater, mithin auch ihren Vater nennen, wenn sie nicht gleichzeitig ihre Pflichten gegen ihre Nebenmenschen eingestehen und heilig halten? Möchten solche Verblendete doch erwägen, daß sie sich zu der Lehre Jesu und zu seinem Evangelium bekennen, und daß gerade Christus den Grundsatz eines allgemeinen treuen Beistandes zum Mittelpunkte seiner unübertrefflichen Lehre machte, ihn durch sein Beispiel unterstützte und als Muster der ganzen Menschheit dadurch ausübte, daß Er mit Aufopferung seiner Ruhe und seines heiligsten Lebens nur zum Heile der Welt und für die Beseligung der Menschheit lebte.

Hieraus ergibt sich, daß sich Niemand einen Freund, einen Verehrer und Nachfolger des Herrn nennen kann, welcher die Gesetze, die zugleich göttliche sind, nicht hält,

und welcher die Staatsbürgerpflichten, die in der Religion ihre Begründung finden, unerfüllt läßt.

Am Schlusse dieses Kapitels sage ich nun noch, erwäget einmal den Rückfluß alles Guten, was ein Mensch für die Welt thut, auf ihn selbst, und ihr werdet die unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen, daß es keine Rechte für Denjenigen gibt, der sich aller seiner Verpflichtungen entäußert; eben so wenig ist Gewissensruhe und ein persönliches Glück denkbar, wenn man nicht das Glück und die Wohlfahrt seiner Mitbürger beständig im Auge hat. Gehet zum Behufe dieses Erkennens alle in diesem Kapitel verzeichneten Pflichten und Gesetze durch, und ihr werdet sicherlich zu dem aufrichtigen Bekenntnisse gedrängt, was ihr für den Staat und für die Wohlfahrt euerer Mitbürger thuet, thuet ihr gleichzeitig für euch selbst.

Könnt ihr z. B. für die öffentliche Sicherheit sorgen, ohne euere persönliche Sicherheit gleichzeitig mitgedeckt zu haben? Könnt ihr euer Vaterland vertheidigen, ohne euch und die Eurigen mitzuschützen? Könnt ihr für wahre Aufklärung und Bildung der Nation wirksam sein, ohne daß auch ihr daran Theil nehmet, indem ihr selbst desto geborgener und glücklicher lebet, je rechtschaffener und besser die Menschen sind, unter denen ihr wohnet? Könnt ihr den Umlauf der Erfordernisse, z. B. des Geldes, befördern, ohne daß euch das selbst zu Gute käme? Gewiß nicht, denn ihr habet ja als Theile des Ganzen an all' dem Guten Antheil, was euerem Vaterlande wiederfährt, und wenn der ganze Staat leidet, leidet selbstverständlich auch jeder Unterthan desselben.

Und wenn ihr nun über die Welt hinweg euere Ge-

danken zur Ewigkeit erhebet, was kann dort euer wahres Glück mehr begründen, was kann der Herr, der Urquell der Gerechtigkeit, welcher Geſetze und Verheißungen gab, mehr lohnen als ein lauteres Herz und die getreue Erfüllung wohlverſtandener Pflichten? Zum Himmelsbürger wird ſicherlich der gute Staatsbürger in jenem Reiche dann, das der Herr verwaltet, und wo angelangt man erſt erkennt, hier allein ſei des Menſchen wahres Heimatland.

VIII.

Die drei Hauptſtände.

Aus der im vorhergehenden Kapitel gemachten Aufzählung der unentbehrlichſten Erforderniſſe für jeden Staatsbürger und ſeine Familie ergeben ſich drei Hauptſtände, nämlich: der Lehr-, der Wehr- und der Nährſtand, deren vereintes Zuſammenwirken die urſprüngliche Geſtalt der Erde veränderte, den rohen Menſchen umwandelte und in der Zeitfolge für das Staatsgebäude jene Grundlage geworden iſt, welche das Zerſtörungsprinzip zeitweilig wohl erſchüttern nie aber vernichten konnte.

Wenn ich ſage, die urſprüngliche Geſtalt der Erde ſei in der Zeitfolge durch das beharrliche Zuſammenwirken der

Menſchen verändert worden, ſo vergeſſe ich hiebei jener Veränderungen der Erde nicht, welche die Natur ſelbſt bewirkte; es nehmen dieſelben jedoch nur eine untergeordnete Stellung ein, weil ſie größtentheils in vorhiſtoriſchen Zeiten geſchehen, eben deshalb außer Verbindung mit der uns bekannten oder von der Wiſſenſchaft zu erforſchenden Verkettung menſchlicher Thaten und Schickſale liegen und überdieß häufig auf bloßen Muthmaßungen beruhen, wie: die Verkleinerung des kaspiſchen, die Bildung des Mittelmeeres ꝛc.; die kleineren Elementar-Revolutionen aber, wie z. B. die Entſtehung von neuen Inſeln, Bergen und Seeen, die abwechſelnden Eroberungen des Meeres und des feſten Landes gegen einander ſind für's Ganze nur von geringem Belange, ebenſo die noch weiteren Veränderungen, die nicht plötzlich oder gewaltſam, ſondern nur allmählig eintreten, als: die Erniedrigung der Berge und die Erhöhung der Thäler, was dem Naturforſcher nur bei der Ueberſchauung mehrerer Jahrtauſende ein genügendes Reſultat an die Hand gibt. Deſto wichtiger iſt für uns jedoch die Umgeſtaltung der Erde durch die Hand des Menſchen, und um dieſe Wichtigkeit Jedem recht klar zu machen, iſt ein Blick in die Urzeit und auf jene Länder nöthig, die der Fleiß des civiliſirten Menſchen erſt ſeit den letzten Jahrhunderten umgeſtaltet. Es liegen dieſe Länder meiſt unter den herrlichſten Himmelsſtrichen; ſie hatten ſchon damals den fruchtbarſten Boden, eine überreiche Bewäſſerung und boten dem Beſchauer die ſchönſte Abwechslung von Höhezügen und Thälern dar. Trotz der Fülle des Segens, welchen ſie in ſich bargen, war jedoch der Eindruck, den ſie auf das Gemüth des civiliſirten Menſchen machten, ein mehr betrübender als erhei-

ternder. Die Unordnung war es, die ihm nicht behagte; in regelloſem Gemiſche ſtrebten nämlich zahlloſe Pflanzengattungen empor; die unnützen oder ſchädlichen verdrängten aber meiſt die nützlichen. Nur unter mühſeligen Anſtrengungen und Entbehrungen bahnte ſich hier der Fuß durch Dornen oder Schlinggewächſe einen Pfad, um alsbald wieder in dem Dunkel des menſchenfeindlichen Urwaldes umherzuirren. Bald hemmte ein ſteiler Fels, ein Abgrund, ein reißender Strom oder ein von dem ſcharfen Zahne der Zeit gefällter Baum des Wanderers Schritte; Ungeziefer und Inſektenſchwärme waren ihm läſtig und erweckten ſeinen Abſcheu; übelriechende giftgeſchwängerte Dunſtmaſſen, die beſtändig aus Moräſten, in Folge der häufigen Ueberſchwemmungen entſtanden, aufqualmten, verhüllten die Sonne, und aus der Höhle, in welcher der erſchöpfte Menſch ſich ein Obdach ſuchte, brüllte ihm blutgierig ein Raubthier entgegen.

Je weiter der Forſcher blickt, deſto mehr vergrößern ſich die Schrecken ſolcher unwirthbarer Länder; unüberſehbare Strecken einer dürren, ſonnenverbrannten Heide wechſeln ab mit kahlem Geſteine. Hier dehnen ſich ſtarre Eisflächen aus und dort lagert brennender Sand, der vom Winde bewegt die Luft verfinſternd aufwirbelt und alles Lebende, das er erreicht, erſtickt und begräbt. Hier ſucht der Dürſtende, gegen den Tod des Verſchmachtens ankämpfend, vergebens nach einer labenden Quelle und dort wird der Boden, über welchen ein todtgeängſtigter Menſch flieht, von einem plötzlich austretenden Strome oder von der mit donnernden Schlägen ſich heranwälzenden Meeresfluth verſchlungen, während an einem andern Orte

ſich plötzlich die Erde ſpaltet und ein Vulkan da entſteht, wo ein Menſch ſich eine Hütte bauen wollte.

Wie gänzlich veränderten ſich nun ſolche Länder unter der fleißigen Hand des Menſchen; wie vortheilhaft hat er ſie umgeſchaffen? Aus der öden, traurigen Wildniß iſt ein freundlicher Garten geworden; dem regelloſen Gemiſche aufwuchernder Pflanzen iſt Einhalt gethan und auf unüberſehbar ausgedehnten Flächen prangen nützliche Kornfelder; auf Bergen und Hügeln wächſt der Weinſtock und auf ödes Geſtein hat der menſchliche Fleiß Erde getragen; dürre Sandwüſten hat er getränkt, Gift ausqualmende Sümpfe trocken gelegt, mit dem Pfluge durchfurcht und durch die ausgeſtreute Saat zur Ernte vorbereitet. Die bezähmte Wildniß hat er mit zahlloſen Wohnungen, mit Dörfern und Städten angefüllt und vergebens kämpft jetzt der reißende Strom gegen die wohlverwahrten Ufer; auch gibt das wildſchäumende Meer, durch feſte Dämme bezwungen, manchen Erdſtrich, den es von dem Feſtlande abgeriſſen, wieder zurück. So ward die Erde des Menſchen Eigenthum; auf gebahnten Wegen ſchreitet nun der Fuß des Wanderers; kein jäher Abgrund, kein unüberſteiglicher Fels, keine Stromesgewalt hemmt ſeine Schritte mehr. Ueber Flüſſe und Tiefen ſind Brücken geſpannt; Landſtraßen durch Felſen und Klippen gebrochen; regellos laufende Waſſer zum ſchiffbaren Fluſſe gezwungen und durch Kanäle verbunden; Länder und Erdtheile ſind durchſchnitten und Meere vereinigt. Auch hat der Menſch ein Land durch die Erzeugniſſe der übrigen bereichert, indem er Pflanzengattungen und Thierarten von dem heimatlichen Boden hinweg nach fernen Zonen getragen, ſie veredelte und vervielfältigte, ja

ſelbſt die Witterung und das Klima ſind dem Menſchen gehorſam geworden; beeiſte Flächen ſind aufgethaut, tödtliche Fieber erzeugende kalte Nebel geflohen, und die Jahreszeiten ſind in Folge des vereinten Zuſammenwirkens der Menſchen milder geworden.

Zu dieſer ſegensreichen Veränderung der Erde hat der Landmann, der Bauer, mit ſeinem Pfluge ungemein viel beigetragen, der ganze Nährſtand aber mußte mit Hand anlegen, der Wehrſtand mußte ſchützen und erhalten und der Lehrſtand mußte die rohe Kraft des Menſchen für die allgemeine Wohlfahrt nützlich lenken, durch Erfindungen ihm die ungeheuere Aufgabe der Weltumſchaffung erleichtern und ihn durch Bildung ſelbſt veredeln.

Hieraus ergibt ſich nun, daß nur das vereinte Zuſammenwirken der Menſchen jenen Culturzuſtand herbeiführen konnte, deſſen wir uns jetzt erfreuen, woraus ſich gleichzeitig ergibt, daß der vereinzelte Menſch das bedauernswürdigſte und hilfloſeſte Geſchöpf unter der Sonne iſt, denn es fehlt demſelben nicht nur die moraliſche und phyſiſche Kraft, ſondern auch die Zeit, um alle jene Hilfsmittel ſich zu bereiten und alle jene Erforderniſſe ſich beizuſchaffen, wodurch ſein Daſein nur einigermaßen ſicher und erträglich gemacht werden kann.

Um die Hilfloſigkeit des vereinzelten Menſchen recht zu veranſchaulichen, iſt es nöthig, einen Blick auf ihn zu werfen. Er, der vereinzelte Wilde, ſchläft in ſeiner Höhle unbeſchützt und während ſeiner mühſeligen Wanderung über ungebahnte Gründe und durch ungelichtete Wälder iſt jeder ſeiner Schritte bedroht. Das ſtärkere Raubthier zerreißt ihn, das ſchwächere aber giftige führt ſeinen Tod durch

einen Stich oder Biß herbei. Während einer anhaltenden Trockene verſiegt die Quelle, die ihn bis jetzt gelabt, während wieder anhaltende Regengüſſe den Boden vor ſeiner Höhle in einen gefährlichen Moraſt verwandeln; austretende Flüſſe oder ein plötzlich niedergehender Wolkenbruch ſpühlen den Damm vor ſeiner Höhle hinweg und der Schrei des Ertrinkenden ruft kein mitleidiges Weſen zu ſeiner Rettung herbei. Glühende Winde, gemiſcht mit Flugſand, wehen ihn blind; das Gift der Sümpfe betäubt ihn, und wenn er, von einer Krankheit befallen, die Kraft nicht hat, ein Wild zu erlegen oder einen Fiſch ſich zu fangen, ſo muß er, jeglichen Beiſtandes entbehrend, verſchmachten. Niemand drückt dem Abgeſchiedenen die Augen zu, Niemand begräbt ihn und ſeine Leiche bleibt auf dem unwirthbaren Boden als willkommene Beute für Hyänen, Geier und jene Thiere zurück, deren grauenvoller Inſtinkt ſie die Fäulniß aufſuchen heißt.

Aus dieſer Hilfloſigkeit eines vereinzelt Lebenden ergibt ſich, daß der gütige Gott die Menſchen zu gegenſeitigen Hilfeleiſtungen beſtimmte. Schon in der Urzeit wurde dieſes Erforderniß erkannt, und allenthalben, wo der Forſcher Menſchen findet, ſieht er ſie in bald kleineren, bald größeren Familien vereinigt. Aus dieſen Familien gingen nun die verſchiedenen Sprachen der Völker und in der Zeitfolge die Staaten ſelbſt hervor, in welchen durch Vernunft und Sprache die Kräfte, Ideen und Kenntniſſe der Einzelnen ein Gemeineigenthum Aller wurden.

Mehr als die phyſiſchen wirken auf den Menſchen die moraliſchen Gründe, und da dieſelben am mächtigſten und allgemeinſten im ſtaatlichen Verbande thätig ſind, ſo kann

man mit Recht den Staat die Mutter aller Menschenkultur, die Bedingung des eigentlichen menschlichen Daseins nennen. Eine mächtige Stütze dieses menschlichen Daseins ist nun, wie aus der bereits geschilderten Veränderung der Erde durch des Menschen Hand ersichtlich, zuvörderst der Nährstand, das ist jene Klasse von Staatsbürgern, die theils den Ackerbau, theils Gewerbe, theils Handel treiben und sozusagen Alles herbeischaffen, was den übrigen Ständen durchaus nöthig ist. Da aber der Fleiß des Pflügers, wie der des Gewerbs- und Handelsmannes des Schutzes sowohl im Innern wie nach Außen bedarf, so muß der Wehrstand die zweite Stütze für das menschliche Dasein, das ist für das Staatsgebäude, bilden, denn ohne das Vorhandensein der Schutzwache existirte die Sicherheit des Eigenthumes nur im Worte, und fiele ein Feind in's Land ein, so müßte Alles zu den Waffen greifen. Es gäbe dann nur einen Wehrstand; die Felder blieben unbebaut, der Forst unbewirthschaftet; die Metalle gebenden Schachte erleuchtete kein Grubenlicht, durchtönte kein Hammerschlag mehr; die Räder der Mühlen dienten nur mehr dem Wasser zum Spiele, kurz ohne Betrieb stockten alle Geschäfte; auch die Schulen stünden ohne Lehrer verödet und unzählige Familien, die des Ernährers entbehrten, geriethen in das bitterste Elend. Das Alles wird nun aber durch die stehenden Heere, den Wehrstand, verhütet, denn gibt es Krieg, so öffnen sich die Thore der Kasernen und frohen Muthes ziehen die Soldaten, tüchtige Führer an der Spitze, nach den bedrohten Stellen hin, während der Ackerbau, Gewerbe oder Handel treibende Staatsbürger, die Handhaber des Gesetzes und

die geiſtlichen und weltlichen Lehrer ungeſtört ihren Berufspflichten nachkommen können.

Ei was bedarf die Welt eines Schutzes durch das koſtſpielige Erhalten von ſtehenden Heeren; der Krieg iſt ein Unding und es gibt nichts Unnatürlicheres als wenn vernunftbegabte, von Gott nach ſeinem Ebenbilde geſchaffene und zu einer unaufhörlichen Vervollkommnung berufene Weſen ſich wie wilde Thiere zerfleiſchen, die Mittel zu ihrer gegenſeitigen Vertilgung in ein wiſſenſchaftliches Syſtem bringen und fortwährend geſchäftig ſind neue Erfindungen zu machen, um die zerſtörenden Kräfte zu vervielfältigen und zu erhöhen.

In dieſer Weiſe ſich äußernd würde mir ſicherlich an der Stelle, wo ich die Nützlichkeit der ſtehenden Heere durch Gründe zu beweiſen beſtrebt bin, die Geſellſchaft des ewigen Friedens entgegentreten, und bei flüchtiger Betrachtung erſcheint wirklich das Streben dieſer Männer, welche den Krieg ſelbſt wie die koſtſpieligen Anſtalten dazu aus der Welt verbannen wollen, als das edelſte und gottgefälligſte; es befindet ſich jedoch weder Europa noch einer der übrigen Welttheile in der Lage, die Waffen gänzlich wegzulegen und die Friedensfreunde ſelbſt müſſen bekennen, daß ſie einem Ziele entgegen ſtreben, das der jetzt Lebenden keiner erreichen wird, und das gerade unſerer Zeitperiode, in welcher es noch ſo viele feindliche und unvermittelte Intereſſen gibt, weiter als je gerückt zu ſein ſcheint.

Der Plan oder beſſer geſagt der Traum eines ewigen Weltfriedens iſt nicht neu; er hat ſchon in früheren geſchichtlichen Perioden den edelſten Geiſtern vorgeſchwebt, ohne daß er jedoch je in der Wirklichkeit Boden gewinnen konnte.

Jene wackern Männer nun, die trotz so vieler mißglückter Versuche mit hochachtungswürdiger Beharrlichkeit edle Grundsätze als unerschütterliche Steine zur Gründung eines ewigen Friedens zusammentragen wollen, vermeiden absichtlich jeden Rückblick auf eine wüste Vergangenheit, in welcher Ströme Blutes flossen, um sich die Aussicht auf eine helle unblutige Zukunft nicht trüben zu lassen; sie verschmähen sonach die Erfahrung aller vorübergeschwebten Jahrhunderte und übersehen auch den sehr zu berücksichtigenden Umstand, daß Völker, welche waffenunkräftig wurden, von der Stufe edler Gesittung Schritt für Schritt herabstiegen und unter Lasterhaftigkeit und feiger Schwäche untergingen; es lehrt uns das die Geschichte, während sie uns im Gegensatze zeigt, daß kriegerische Tugenden zu allen Zeiten dem Geiste der Nationen eine ehrwürdige Ritterlichkeit verliehen, und denselben Nationalgeist auch gleichzeitig in allen anderen Richtungen aneiferten. Das griechische Volk, welches im Alterthume die höchste Stufe der Civilisation erreicht hatte, gibt uns über diesen Gegenstand in den Wechselfällen seiner Geschichte die klarsten Aufschlüsse. Ohne den großartigen Anprall der Perserkriege würde nämlich Griechenland in Unbedeutendheit untergegangen und uns schwerlich sonderlich bekannt geworden sein; die glorreichen Siege aber, die rühmliche Bewahrung der Selbstständigkeit, verbunden mit der Gelangung zur größern Macht, hob die ganze Nation plötzlich, als seien ihr Schwingen gewachsen, empor, und erst von da ab fing der helleniſche Geist an die Welt zu erleuchten. Unerreichbare Muster tauchten in allen Fächern der Wissenschaft in Hellas auf; Handel, Gewerbefleiß, Landwirthschaft, Bergbau, Schifffahrt, kurz

alle Zweige menſchlicher Thätigkeit kamen zur Blüthe und Reife, und dieſer Zuſtand währte ſo lange als ſich das Volk den Heldenmuth bewahrte. Als aber die Kraft der Nation erſchlaffte, ging ihr zugleich jede andere Größe verloren; ſeitdem kennt man Hellas nur mehr als Bewahrerin der Wiſſenſchaften.

Es würde zu weit führen, wollte man dieſelbe Erſcheinung auch bei andern Völkern in Betracht ziehen; ich verweiſe den Leſer daher auf die allgemeine Weltgeſchichte, wo er von Periode zu Periode über Alles Aufſchluß bekommen, gleichzeitig aber thatſächlich die Ueberzeugung gewinnen wird, der Friede der Völker ſei von Anbeginn der Welt bis auf heute in allen Theilen der Erde periodiſch geſtört worden.

Die aus Jahrtauſenden geſchöpfte Erfahrung zeigt alſo, daß jedes Land einer Schutzmacht bedürfe, und da das Vaterland zu allen Zeiten ſeine Vertheidiger hatte und jene Wiegen, in welchen die nun Herangewachſenen als Säuglinge ſchlummerten, beſchützt wurden, ſo iſt es zuvörderſt eine heilige Verpflichtung für die jungen Staatsbürger, daß ſie nun auch ihrerſeits die wieder vertheidigen und ſchützen, die dasſelbe für ſie gethan und nun alt und ſchwach geworden ſind.

Es gab eine Zeit, wo der Eintritt in den Soldatenſtand für den gemeinen Mann als das ärgſte Unglück betrachtet ward und wo ein Vater einem ungehorſamen Sohne kein eindringlicheres Wort zurufen konnte, als: „Weißt Du nicht, daß, wer den Eltern nicht folgt, dem Kalbfelle — der Trommel — folgen muß.“

In jener Zeit der schmählichsten Verleugnung des Prinzipes echter Ehre und Ritterlichkeit waren die Kriegsheere größtentheils freilich nichts Anderes als ein Haufe mißvergnügter durch Gewaltthätigkeit aus ihrem Berufe gerissener Bauernsöhne, gemischt mit einer durch das schmähliche Werbesystem gewonnenen Masse von Handwerksburschen und Vagabunden, und man kann nicht leugnen, daß für einen unverdorbenen Jüngling ein Zusammenlebenmüssen mit diesen Menschen eine traurige und seine guten Sitten gefährlich bedrohende Sache war. Das hat sich nun aber, Gott sei Dank, schon längst geändert, und den wesentlichsten Wendepunkt der Umwandlung des Wehrstandes bildet die Geschichte des Befreiungskrieges von 1809. In kräftigster Weise begann in jener Periode in Oesterreich das System der höheren Ausbildung des Offizierstandes sowohl in Bezug auf Kenntnisse als auch auf echten militärischen Geist, und der Krieg von 1813 bis 1815 zeigte in Oesterreich wie in ganz Deutschland unter dem Offiziersstande einen Umschwung der geistigen Richtung, der die alten Gesetze des Ritterthumes ehrenhaft festhielt und in glorreichen Heldenthaten, zur Nachahmung aneifernd, kundgab. Die Einreihung in das Heer hatte von da an nicht nur nichts Abschreckendes mehr, sondern der Gedanke sein Vaterland vertheidigen zu dürfen, erfüllte das Herz jedes wackeren Jünglings mit einem edeln Stolze. Die Heimat und das Vaterhaus, welches der Rekrut verließ, fand er im Heere bei seinem Regimente wieder, so auch Achtung, Freundschaft, Schutz und Trutz; wohin er auch zog, die Fahne zog mit und erinnerte ihn im fremden Lande an die Heimat; hoch in der Luft wehend erblickte er sie auch im Schlachtgetümmel, und das Bild des

Doppeladlers mahnte ihn, für Gott und Vaterland zu ſtreiten, zu ſiegen oder zu ſterben.

Da nun mit dem Begriffe des Vaterlandes auch jener des Fürſten unzertrennlich feſt verbunden iſt, ſo kann ein wackerer Soldat nie zu der Fahne ſeines Regimentes aufblicken, ohne ſich auch zugleich des Gehorſames und der unerſchütterlichen Treue, die er ſeinem höchſten Kriegsherrn ſchuldig iſt, bewußt zu werden; er muß es fühlen, daß die Ehre des Landesoberhauptes auch gleichzeitig die ſeine ſei; empfinden, daß der unbefleckte Ruf der Fahne ſeines Regimentes ſein höchſter Stolz, ſeine heiligſte Verpflichtung iſt.

Daß das wirklich von dem Wehrſtande in jüngſter Vergangenheit gefühlt und tief empfunden wurde, iſt wohl Niemanden ein Geheimniß, denn woher kam denn die Rettung aus jenen anarchiſchen Gräueln, die nicht nur in der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern auch in den Nachbarſtaaten ſo erfolgreich von den Revolutionsmännern angebahnt worden waren? Einzig von den im Heere gebildeten Männern, welchen in dem Geiſte kriegeriſcher Ehre eine ſchützende, heilige Macht zur Seite ſtand, um dem böſen Geiſt der Zuchtloſigkeit, des Hoch- und Staatsverrathes den Eingang zu wehren.

Wer waren aber nun wieder Diejenigen, welche den Geiſt kriegeriſcher Ehrenhaftigkeit in dem doch größtentheils ungebildeten gemeinen Kriegerſtande zu begründen und aufrecht zu erhalten wußten? Es waren das die Zöglinge der Ritterlichkeit, der pflichtgetreue Offiziers- und Unteroffiziersſtand, der ohne Unterſchied, ob aus adeligem oder bürgerlichem Blute entſproſſen, auch in den roheſten Gemüthern den Sinn für Treue und Pflicht zu wecken und zu befeſtigen

verſtand. Namentlich hat der Subalternoffizierſtand während der Revolutionszeit ſich das Verdienſt erworben, auf die Gemüther ſeiner Untergebenen den höchſten und gleichzeitig den günſtigſten Einfluß zu behaupten. Es wird nämlich dem gemeinen Soldaten alsbald klar, daß er ohne geſchickte Anführer ſelbſt in der größten Maſſe nichts auszurichten im Stande iſt. Hieraus muß nothwendig das Gefühl der Achtung hervorgehen, und wenn der Soldat nun ferner wahrnimmt, wie es Jedem aus dem Offiziersſtande, von oben bis unten, nicht nur eine Aufgabe der Pflicht, ſondern eine wahre Herzensangelegenheit iſt, für das Wohl, die Pflege und für die Dienſterleichterung der Untergebenen zu ſorgen, ſo gewinnt ſeine Abhängigkeit wieder das Verhältniß der Väterlichkeit und des Familienabbildes.

Der göttlichen Vorſehung väterliches Walten hat die öſterreichiſche Monarchie in jenen Tagen der Wirren und des Zwieſpaltes durch den Korporationsgeiſt ſeiner ſo gebildeten wackern Truppen wahrhaftig vom Untergange gerettet, durch jenen Geiſt der Ritterlichkeit und Ehre, der nicht durch die kalten Vorſchriften des Dienſtreglements hervorgerufen werden kann, ſondern der vielmehr, von dem höchſten Führer ausgehend, alle Glieder des Militärkörpers bis in die kleinſten Verzweigungen durchſtrömt.

Die Tage der Gefahr ſind der Prüfſtein des Mannes, und großartiger und ehrenhafter beſtand wohl nie ein Heerführer dieſe Probe, wie der Feldmarſchall Radetzky in jenem meuteriſchen Getümmel, welches durch die Trennung der Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie dieſelbe ſchwächen und ihr den Todesſtoß verſetzen wollte. Größer noch wie als Strategiker erſcheint der Heldengreis als der Schöpfer

jenes vorerwähnten militärischen Geistes, der alle Bestandtheile seines aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten Heeres zu einem fest verbundenen Körper machte. Es kam die Zeit, wo die Völker Oesterreichs, welche sämmtlich Söhne ihres Stammes unter den kaiserlichen Truppen in Italien hatten, auseinanderzufallen drohten und sich mit wildem Grimme auf dem heimatlichen Boden zerfleischten; nur in dem Feldlager Radetzky's gab es noch ein einiges Oesterreich. Der Magyar und der Croat, der Serbe und der Romane, der Czeche und der Deutsche, der Pole und der Ruthene, ja selbst der Italiener gehorchten mitten unter der endlosen Verwirrung der Stimme des Feldherrn, an den sie durch Bande einer gleichsam kindlichen Liebe und Verehrung unauflöslich geknüpft waren. Das Geheimniß eines wahrhaft wunderbaren Einflusses, den Radetzky auf seine Truppen ausübte, liegt Allen zu Tage, und dennoch wird nur ein hochbegabter Geist sich dessen zu bedienen wissen. Ohne übertriebene Strenge verstand er die Kriegszucht zu üben, und sein wohlwollender Blick, seine väterliche liebreiche Rede und die Vorsorge, welche er für die Bedürfnisse des Kriegers trug, erwarben ihm unter den Truppen eine Anhänglichkeit, deren Echtheit sich durch Opferwilligkeit bestätigte. Wie werth ihm diese Truppen sind und wie hoch er ihr Verdienst schätzt, zeigte der Heldengreis erst jüngst, als er nach 72jähriger Dienstzeit, eine Dienstzeit ohne Beispiel und Gleichen, seinem Kaiser und Herrn bei dessen Eintreffen im lombardisch-venetianischen Königreiche mit edler Aufrichtigkeit die Bürde seines hohen Alters schilderte und zugleich die Bitte um Enthebung von dem Posten eines Armee-Commandanten und Generalgou-

verneurs unterlegte. Mit tiefem Bedauern und nur aus dem Grunde, weil die Befreiung von so großer Last der Geschäfte das dem Monarchen theuere Leben des alten Helden, nach bereits mehr als 90 zurückgelegten Jahren, allein noch zu verlängern möglich schien, gewährte er Radetzky's Bitte, des Marschalls Dienstzeit ein unübertroffenes Beispiel nennend, welches seinen Heeren auf der Bahn zu Ruhm und Ehre vorangeleuchtet.

Nach dieser allerhuldvollst gewährten Bitte erließ nun Radetzky folgenden Armeebefehl:

Soldaten!

Ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch.

Ich überlasse jüngern Kräften die mühevolle Pflicht, Euch zu bilden und zu pflegen, um im entscheidenden Momente, wenn die Stimme unseres geliebten Monarchen mich etwa nochmals rufen sollte, zu zeigen, daß der Degen, den ich durch 72 Jahre und auf vielen Schlachtfeldern geführt, noch immer fest in meiner Hand ruht.

Aber danken muß ich Euch für Euer Vertrauen, für Euere Anhänglichkeit an meine Person, für Euere Disziplin, für Euere Hingebung und Tapferkeit, die uns zu so vielen Siegen führte und die Bewunderung und Achtung der Welt errang.

Gerne wiederhole ich, was ich Euch schon zu Ende des Jahres 1848 gesagt habe, daß der Glanz, welcher sich wie die Abendröthe nach einem schönen Tage über den Abend meines Lebens verbreitet, Euer Werk ist. — Euerer Tapferkeit verdanke ich, was ich

geleiſtet, Euere militäriſchen Tugenden wanden mir die Krone, welche nun in der Allerhöchſten Gnade unſeres erhabenen Kaiſers und oberſten Feldherrn mein greiſes Haupt ſchmückt.

Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten!

Bleibet deſſen ſtets eingedenk, und Ihr werdet, ich bin es überzeugt, die Rechte Euers Kaiſers und die Ehre Euerer Waffen bis in den Tod bewahren.

Hoch lebe unſer geliebter Kaiſer Franz Joſeph!

Radetzky, FM.

Ein glänzenderes Zeugniß iſt wohl noch nie in einem Armeebefehle wackern Truppen ausgeſtellt worden, und wenn man in dem Allerhöchſten Handſchreiben, welches Seine Apoſtoliſche Majeſtät bei dieſer Veranlaſſung an den greiſen Feldmarſchall richtete, die Worte lieſt:

„Sie werden ſtets in jedem Meiner Schlöſſer, „ſowohl zu Strá, Monza, in der Villa reale zu Mai„land als zu Wien in Meiner Burg, im Palaſte des „Augartens, dann zu Hetzendorf nach Ihrer Wahl „Mein herzlich gern geſehener Gaſt und Ich dadurch „in der Lage ſein, Mich, ſo oft Ich es bedarf, Ihrer „weiſen Anſichten und Ihres erprobten Rathes er„freuen zu können. Und ſo mögen Sie noch lange „Meiner Armee das lebendigſte Vorbild unſeres Ruh„mes, geliebt und geehrt von Mir und allen öſterrei„chiſchen Herzen, in der dankbarſten Erinnerung Ihres „Monarchen, wie in Ihren eigenen glanzvollen Erin„nerungen den Lohn einer ſo thatenreichen Vergangen„heit genießen!“

ſo wird gewiß jeder wackere öſterreichiſche Unterthan unter

patriotiſcher Rührung eingeſtehen, daß in herzlicheren Worten wohl nie die Verdienſte eines Staatsbürgers und Helden von einem edeln huldreichen Monarchen anerkannt wurden. In das: „Hoch lebe unſer geliebter Kaiſer Franz Joſeph!“ womit der gefeierte Held der öſterreichiſchen Armee, Radetzky, deſſen Name in der Geſchichte ſtets fortleben wird, ſeinen letzten Armeebefehl ſchließt, ſtimmt gewiß nicht nur das Heer, ſondern jeder brave Staatsbürger ein; ja er ſtimmt in jenem Gefühle edeln Stolzes mit ein, das durch die troſtreiche Ueberzeugung in den Herzen Platz greifen muß, ein Kaiſer ſei der Herr des Landes, der offen vor ſeinem ganzen Volke bekennt, daß ſeine Weisheit die Anſichten und den Rath erprobter Ehrenmänner huldvollſt willkommen heißt, und der, das Schwert der Macht in der einen und das Scepter der Gnade in der andern Hand, die ihm untergebenen Völker nach weiſen Geſetzen regiert, die ſtaatliche Wohlfahrt dadurch begründend, indem er ſeine Unterthanen zu dem Glauben an ein abſolutes ewiges, göttliches Recht zurückführt, wie ſolches in den Schriften der heiligen Offenbarung erläutert iſt; zu dem Glauben an ein Recht, an deſſen Zerſtörung in der Untergrabung der ſtaatlichen Ordnung die Revolution frevelhaft Hand anlegte und an deſſen unverrückter Erhaltung die ſchirmende Hand der Vorſehung die Entwicklung des rechten einzig wahren Fortſchrittes in dem Trachten nach dem Reiche Gottes gebunden hat.

Ich ſagte früher in dieſem Kapitel, die Tage der Gefahr ſeien der Prüfſtein des Mannes, und gerade während der Tage einer Alles mit Untergang bedrohenden Gefahr bewährte Franz Joſeph dieſe Probe glorreicher,

als wohl je ein Fürst. Vollkommen des geschichtlichen Ursprunges der Fürstlichkeit bewußt, suchte und fand er in den Gesetzen des echten Ritterthumes, welche die rechte Erkenntniß von Wahrheit, Tugend und Recht mit einer von hohem Ehrgefühle geleiteten thatkräftigen Uebung zu verbinden gebieten, die Richtschnur seines Berufes. Der Sturmfluth der Empörung gegenüber erkannte sein ritterlicher Sinn, daß ihm das Herrscherthum das gewichtige Schwert als Attribut verliehen, nicht aber die leichte Schreibfeder, um in unberufsmäßigen Federkriegen mit den Männern des Umsturzes und theoretischer Phantasterei das Schicksal des angestammten Thrones und das seiner Unterthanen von den Wechselfällen solcher Federsiege bestimmen zu lassen.

An dieser Stelle kann ich mich nicht enthalten einschaltungsweise zu bemerken, Fürsten, welche aus unangemessener Weichlichkeit und Friedensliebe ihre Herrscherrechte opfern wollen, mögen gar ernst beherzigen, daß sie dadurch strenge Herrscherpflichten gegen ihr Volk verletzen und daß man unter keinerlei Umständen Pflichten entsagen dürfe; ferner, daß ihnen die Rechte zu herrschen gerade deshalb verliehen sind, weil sie in keiner andern Hand, am wenigsten aber in den Volkshänden, sich besser aufbewahrt finden, was die jüngste Vergangenheit so thatsächlich bewiesen, daß jede Einsprache zahlreichen Belegen gegenüber als unstichhaltig verstummen muß.

Von solchen Verletzungen der Herrscherpflichten hat sich in der vorerwähnten Epoche Oesterreichs glorreicher Monarch makelfrei bewiesen und ruhmreich gezeigt, daß das Recht über seine Völker zu herrschen wirklich nirgends besser aufbewahrt sei, als in seinen Händen. In todes-

muthiger Begeisterung wurde Das von dem in Treue festen Heere erkannt, welches, den ritterlichen obersten Kriegsherrn an der Spitze, sich als den Atlas erwiesen, der den Staat unter den furchtbarsten Stürmen und Schwankungen sicher auf seinen Schultern trug, und den Beweis lieferte, daß man das Volk auch durch Soldatengewalt regieren könne. Dieser Beweis ist schon deshalb von unschätzbarer Wichtigkeit, weil in Folge der gemachten Erfahrungen das fernere Einschreiten der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der Ruhe unnöthig wurde, denn die Furcht, welche in die Aufrührer und in die von ihnen verführten Pflichtvergessenen gefahren, war der beste Hüter für alle Kronländer.

„Ja, auf solche Weise ist allerdings Ruhe im Lande herzustellen," wird da der Einwurf der stets Unzufriedenen sich verlauten lassen, „welche Ruhe ist aber das? Es ist die Ruhe des Kirchhofes."

Klingt nun diese Phrase auch noch so schauerlich, so ist sie doch nur Jenen ein Schreckbild, die in beharrlicher Untreue gegen Gott und gegen den Frieden der Menschen sich verschworen. Für einen Christen jedoch, meine ich, habe die Kirchhofsruhe eben nichts Anwiderndes. Ich meinerseits las schon über dem Eingange manches Kirchhofes die Worte: „Zur Ruhe in Gott," lernte aber nie einen wahren Christen kennen, der sich nicht während seines Lebens, wie auch nach seinem Tode eine solche Ruhe gewünscht hätte. Jene, welchen die Kirchhofsruhe ein Schreckbild ist, verlangen nun freilich eine andere Ruhe als eine Ruhe in Gott; sie möchten nämlich die weltlichen und geistlichen Gesetze sammt der obersten Staats- und Kirchen-

gewalt zuſammen in ein Grab legen, um Allem, was ihre vermeſſenen Pläne bis jetzt geſtört, die ewige Ruhe im Bereiche des Vergeſſens wünſchen zu können, denn dann erſt vermöchten ſie ungeſtört und von nichts beunruhigt ihre Reformen der Welt aufzuzwingen, die dann nach dem Beiſpiele früherer geſchichtlicher Epochen unter dem Joche gewiſſenloſer Despoten einen hoffnungsloſen Aſchermittwoch unter Reue und Thränen begehen würde.

Wenn nun dieſe verwegenen Todtengräber vor dem blinkenden Säbel und vor der Lanze wie vor der verheerenden Kraft der ſchweren Geſchütze eines ſeinem Eide treuen Heeres ſich fürchten, ſo iſt das eine Furcht von Rechtswegen, denn der pflichtgetreue Patriot hat das Recht an den Staat die Anforderung zu ſtellen, daß nicht nur ſein Haus, ſein Geſchäft, ſeine Perſon, ſondern daß auch alle jene Inſtitutionen ſich eines mächtigen Schutzes erfreuen, die ihm ſeine Wohlfahrt bisher geſichert, und welchen er auf dem Sterbebette am liebſten und am beruhigſten Weib und Kinder zur Obhut übergibt.

Ich ſagte eben, ein guter Staatsbürger habe das Recht, dieſen mächtigen Schutz von dem Staate, dem er angehört, zu fordern, und nun ſetze ich noch hinzu, dieſer mächtige Schutz kann Zeitverhältniſſen gegenüber, wie die jetzigen ſind, lediglich durch eine möglichſt große Militärmacht gewährleiſtet werden. Stellt ſich nun da auch eine Koſtſpieligkeit heraus, ſo kann dieſelbe doch ſicherlich nur unter die ſtaatsrechtlichen Nothwendigkeiten gezählt werden, und über jene Opfer, welche die Rechtlichkeit als eine Nothwendigkeit diktirt, wird und kann ſich ſchon deshalb kein guter Staatsbürger aufhalten, weil er nie wünſchen wird, daß die Ruhe

in Gott aus dem Staatsleben verbannt und Alles begraben und zur ewigen Ruhe gebracht werde, was ihm bis jetzt Selbstständigkeit, Gedeihen und seinen ihn überlebenden Familiengliedern Wohlfahrt geben und auch dieselbe sichern wird.

Mächtiger noch als die in diesem Kapitel bereits geschilderten zwei Hauptstände greift der dritte, der Lehrstand, in das Gemüth des Menschen, das er heranbildet und veredelt, ein.

Die Erziehung, welche ursprünglich die Eltern beginnen, vollenden die Lehrer und Prediger; indeß muß doch der Staat oder die Landesregierung in gar vielen vorkommenden Fällen das Meiste thun. Es kann zwar ohne Gefahr für das Ganze und für den einzelnen Staatsbürger dem Staate kein Recht über die Erziehung zugeschrieben werden, welches eine Beschränkung der elterlichen Gewalt in der Bildung ihrer Kinder begünstigen würde, denn ein solcher Eingriff könnte ja in den allerdrückendsten Despotismus und in die Unterdrückung aller wahren Ausbildung übergehen. Das ist nun aber nicht zu fürchten, wenn sich der Staat darauf einschränkt gute und mannigfaltige Lehr- und Erziehungsanstalten einzurichten, einem jeden Staatsbürger, der davon Gebrauch machen will, Gelegenheit zur Unterweisung und moralischen Ausbildung seiner Kinder zu verschaffen, diese öffentlichen Anstalten der Aufsicht mehrerer fachkundiger und geprüfter Männer zu übergeben und auf ihre Vorstellungen zu achten; wo es an den nöthigen Mitteln fehlt oder diese schlecht verwaltet und unverhältnißmäßig vertheilt werden, muß der Staat für ihre Herbeischaffung und für eine gewissenhafte Anwendung sorgen;

gleichzeitig ist es aber für denselben eine heilige Verpflichtung die Verdienste der Schulmänner aufzumuntern und nach Gebühr zu belohnen.

Schränkt sich nun die Regierung hierauf ein, so wird der Zweck, die Menschen für den Staat zu erziehen, auch vollkommen erreicht, und es ist von einer solchen Vorsorge nach esten Prinzipien wohl unstreitig mehr zu hoffen, als von dem hie und da gemachten Vorschlage, das ganze Schulwesen der Privatindustrie und Concurrenz aller Stände zu überlassen, sich von Seite des Staates gar nicht darum zu bekümmern und ihm eben dadurch einen vermeintlich weit glücklichern Schwung zu geben.

Ueber die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt in Absicht der Erziehung sind bekanntlich die Gelehrten verschiedener Meinung; die meisten einigen sich jedoch darin, daß der Staat nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung habe öffentliche Erziehungs-Anstalten in Bezugnahme auf verschiedene Grade einer zu fördernden Bildung anzulegen, wenn es nur von den Eltern abhängig bleibt, welcher sie sich bedienen wollen. Daß dem Staate das Recht der Aufsicht zukomme, ob ein Kind erzogen werde, folglich auch das Recht Alles zu verhindern, was die Erziehung aufhebt und unmöglich macht, wird schon dadurch bejaht, weil der Staat wünscht und wünschen muß, daß die Kinder seiner Unterthanen *für den Staat* erzogen werden; eine Erziehung für den Staat kann nichts Anderes heißen, als eine Erziehung, welche gewissenhaft dafür sorgt, daß der Erzogene dem Staate nicht nur unschädlich, sondern auch brauchbar und patriotisch, das ist, für

das wahre Intereſſe des Staates geſtimmt und thätig werde.

Das erſte und zweite geſchieht unfehlbar, ſobald der Zögling vor allen Dingen zum Menſchen in der edelſten Bedeutung des Wortes, zu einem vernünftig denkenden und gewiſſenhaft handelnden Geſchöpfe erzogen wird. Auf die Art der Brauchbarkeit kann die frühere Bildung nur in ſo ferne Rückſicht nehmen, als es der Wunſch der Eltern iſt oder die äußern Umſtände es rathſam machen, Kinder gewiſſen Ständen zu widmen. Jede Vorſchrift des Staates hierüber dürfte den perſönlichen Rechten, die unter einer guten Regierung jedem Bürger geſichert ſein müſſen, ſehr gefährlich werden, denn man könnte ja einer Klaſſe von Menſchen wohl gar alle Bildung, alle Kenntniſſe ihrer Rechte verſagen, um ihr deſto ſicherer jeden Druck aufzulaſten, was jedoch in dem wohl und weiſe regierten Oeſterreich, wo Jeder in gänzlich freier Wahl zu jeder Bildungsſtufe, wozu er befähigt iſt, ſich aufſchwingen kann, nicht der Fall iſt.

In jedem Staate, beſonders in einem ſo weit ausgedehnten, wie das große mächtige Oeſterreich es iſt, gibt es eine Menge von Stellen, zu deren Ausbildung Staatsbürger von verſchiedenen Fähigkeiten erfordert werden, und wer etwas Rechtes lernt, was es auch ſei, wer ſeine Fähigkeiten ausbildet, wozu er nur immer Geſchick hat, der paßt gewiß, wenn er dabei ein moraliſch guter Menſch iſt, in eine oder die andere dieſer Stellen.

In Sparta gab es nur eine Hauptbeſtimmung des Bürgers — die Vertheidigung des Vaterlandes; es war das eine Erziehung für den Staat in der ſchroffſten und

ſtrengſten Bedeutung und ich glaube, daß wohl kein unſerm Zeitalter Angehöriger dieſe Einſeitigkeit zurückwünſchen wird. Sorge nur der Staat, daß die in ſeinen Grenzmarken lebenden Menſchen gut werden, dann werden dieſelben ihrerſeits ſchon weiter ſorgen, daß der Staat gute, pflichtgetreue Bürger bekomme, die dann das Vaterland gewiß nicht ohne Schutz laſſen und es mit Hochherzigkeit und wohlverſtandener Aufopferung vertheidigen.

Das Intereſſe für den Staat und das rechte Verſtändniß eines wackern Bürgerſinnes kann indeſſen auch unmittelbar gefördert werden. Ich ſagte es kann; nun ſetze ich aber noch hinzu, es ſoll; unter den niederen Ständen ſoll dieſes Intereſſe gefördert werden durch eine verſtändliche und leicht faßliche Belehrung über das Gute der Verfaſſung und über die unverrückbare Nothwendigkeit mancher Laſten zum allgemeinen Staatsbürgerwohle, wobei die Vergleichung anderer durch gewaltſame Erſchütterungen wenigſtens nicht glücklich gewordener Länder als Belege nur förderlich ſein können; unter den höhern Ständen ſoll man das vorerwähnte allgemein wünſchenswerthe Intereſſe durch eine gehörige Aufklärung des Verſtandes über den eigentlichen Zweck des Staates fördern, ferner über die Wichtigkeit ſtaatlicher Verhältniſſe und Verbindungen zu einander, über die Pflichten und Rechte guter Bürger und über den gegenſeitigen Gewinn, wenn die Regierenden und die Regierten treu und gewiſſenhaft ihre Pflichten erfüllen.

Eine ſolche weiſe Vorſorge des Staates für die Heranbildung ſeiner Bürger iſt unſtreitig zugleich eine zweckmäßige Sorgfalt ſowohl für ſeine innere Vervollkommnung

als für die Sicherung und Erhaltung seiner eigenen Verfassung, denn mit der wahren Aufklärung und der Kultur echter Sittlichkeit muß unfehlbar innerer Wohlstand gleichen Schritt halten; überdieß wird diese moralische Kultur, indem sie die Menschen gesetzmäßiger und tugendhafter macht, sich als das beste und einzig probehaltige Verwahrungsmittel gegen alle bürgerlichen Unruhen und gegen jenen Revolutionsgeist bewähren, welcher erst in jüngster Vergangenheit so viele Länder ergriffen und so viel nachhaltiges Unheil angerichtet hat. Dauernder wird sie wirken diese Kultur, als alle Polizei-Anstalten der Welt, deren thätige und gewissenhafte Wachsamkeit die Schlechten nur verschlagener und verwegener, keinen aber besser macht.

Gerade die Vernachlässigung wahrer Ausbildung war eine Hauptquelle mancher gewaltsamer Erschütterungen. In seltener Klarheit erkannte das auch Oesterreichs jetziger Monarch, dem die Verbesserung des Schulwesens und die moralische Kultur seiner Staatsbürger zur Herzensangelegenheit geworden; durch eine ungehemmte Anbahnung einer allgemeinen Bildung will er den jungen Staatsbürger in jedem erleichterten Schritte des eigenen Verstandes einen Beweis erblicken lassen, daß die Regierung das Urtheil aufgeklärter Bürger nicht fürchte, sondern Aufklärung begünstige, weil gerade diese den Vortheil der bürgerlichen Sicherheit unter dem Schutze des Gesetzes am besten begreifen und selbst manche unvermeidlichen Einschränkungen zur Erhaltung des Ganzen als unumgänglich nöthig betrachten lehrt.

Wie viel ist nun, frage ich, da noch zu thun, bis die Erziehungs- und Bildungs-Methode, wie Oesterreichs erha-

bener Monarch ſie wünſcht, allenthalben ihre Vollendung findet und ſeiner Herzens-Angelegenheit in der Wirklichkeit Rechnung getragen iſt? — Viel, ja ich wage es auszuſprechen, unendlich viel. Dieſes „unendlich viel" gilt jedoch nicht zunächſt der Unfähigkeit vieler Lehrer, denn der Lehrſtand iſt im Allgemeinen in Oeſterreich gut vertreten; nicht der zuweilen vorkommenden Läſſigkeit des religiöſen Unterrichtes, ſondern zuvörderſt der leider nur allzu häufig vorhandenen Rohheit und Gewiſſenloſigkeit jener Eltern, die gar keinen Sinn für die Nothwendigkeit eines zweckmäſſigen Unterrichtes haben; es mangelt ihnen dieſer Sinn, weil ihre Eltern dieſelbe Sünde an ihnen begingen, deren ſie ſich jetzt gegen ihre Kinder ſchuldig machen; er mangelt ihnen, weil ſie jener Erziehung entbehrten, die ſie zuvörderſt zu Menſchen in edlerer Bedeutung und zu vernünftig denkenden und gewiſſenhaft handelnden Geſchöpfen gemacht haben würde.

Wie ernſt muß ein junger Staatsbürger an dieſer Stelle geſtimmt werden, denn, nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln bereits alle jene Pflichten erörterte, von welchen er auch die geringſte nicht vernachläſſigen darf, ſo eröffnet ſich hier vor ihm ein weiteres Bereich von Pflichten, wenn er ſich als Vater ſeinen zu erziehenden Kindern gegenüber denkt. Gewaltiger als bei allen frühern Betrachtungen muß er fühlen, daß er nicht allein, um als guter Staatsbürger geachtet zu werden, ein Menſch in der edelſten Bedeutung des Wortes, ein vernünftig denkendes und gewiſſenhaft handelndes Geſchöpf ſein müſſe, ſondern, daß dieſe Eigenſchaften auch für den Familienvater durchaus nöthig ſeien. Nach welchen Grundſätzen kann denn ein Grundſatzloſer ſeine Kinder erziehen, wie ihre Fähigkeiten erkennen, die er

in ſich ſelbſt nie geweckt, wie ihren Beruf vorbereiten und beſtimmen, da ihm doch der eigene Beruf nie zur vollen Klarheit geworden? Eine ſolche Familie wird daher eine bedauerliche Pflanzſchule der Grundſatzloſigkeit, und der Staat hat ſtets die Mühe und die Koſten über ſolchen Unglücklichen die ſtrengſte Wache zu halten.

Der Ausbildung und der ſittlichen Kultur darf ſich ſonach kein junger Staatsbürger entziehen; wenn er aber im erfreulichen Gegenſatze zu einer moraliſchen und kopfloſen Leere ein feſtes Fundament der Bildung und der Sittlichkeit in ſich erkennt, zu welch' hohem, unendlichem Danke muß er ſeinen guten Eltern, ſeinen gewiſſenhaften Lehrern und den eifrigen Seelſorgern ſich verpflichtet fühlen? Wie hoch muß er ihn achten den geiſtlichen und weltlichen Lehrſtand, der ihm jene Grundſätze und Kenntniſſe in das Kindesherz legte, die als nie morſch werdender Stab ihm das treue und ſichere Geleite bei der Wanderung durch das Erdenleben geben und, wenn die letzte Stunde ſchlägt, zur Siegespalme werden, die der zum Herrn eingehende Geiſt mit ſich hinüber in's Land der Verklärung nimmt.

Ich ſagte, zu welch' unendlichem Danke muß ſich der wirklich gebildete junge Staatsbürger gegen Eltern und geiſtliche und weltliche Lehrer verpflichtet fühlen, und nun ſetze ich noch hinzu, wie überaus viel Dank iſt er auch dem Staate ſelbſt und dem Oberhaupte desſelben ſchuldig, welches als oberſte regierende Gewalt fördernd in die Triebräder des allgemein Bildenden und Nützlichen ſegensreich eingreift, Beſtand dem Guten ſichert und das große Ganze hält und ſchirmt.

Vereinte Kräfte ſind es, die nimmermüde hier zuſam-

menwirken, und welchen besonders die hier geschilderten drei Hauptstände als unerschütterliche Stützen dienen. Ja, wenn der Lehrstand, seines hochwichtigen Berufes vollkommen bewußt, in rechter und gewissenhafter Weise lehret und durch das Wort Gottes der Bildung jene Weihe gibt, die den Mißbrauch des Verstandes ausschließt; wenn der Soldat nicht als mißvergnügter Söldling, sondern als ein wackerer Sohn des Vaterlandes, Ehrgefühl und Treue in der Brust, zur Fahne steht und wenn der Landmann — der Bauer mit seinem Brot schaffenden Pfluge — bei der Aussaat wie bei dem Schnitte und dem Verkaufe des Getreides Gott vor Augen hat und unter wohlverstandenen Pflichten dem Vaterlande die Steuer gibt, die der Soldat in seinem Blute und der Lehrstand in den Anstrengungen seines Verstandes abträgt, so arbeiten alle Klassen unter dem Gefühle der Wohlfahrt und des besten Schutzes. Durch vereinte Kräfte ist der Staat dann stark und überwindlich.

In diesem Sinne meint's der Kaiser mit seinem Wahlspruche, seine Völker gleichsam vom Throne herab auffordernd nicht in Entzweiungen und Wirren gegenseitig die Kräfte zu messen und zu zersplittern, sondern dieselben auf dem Altare des Vaterlandes einträchtlich zu vereinigen, um so allen guten Prinzipien, sowohl nach innen, wie nach außen, Rechnung zu tragen und die Staatsgewalt mit der Kirche zur Befestigung eines sittlichen Kulturzustandes auf das innigste und unauflösbarste bleibend zu verbinden.

Der Allmächtige segne den Willen des ritterlichen Herrschers; Er gebe dem Wahlspruche desselben Kraft und Wirkung und den jungen Staatsbürgern Einsicht und Folgsamkeit, auf daß dieser edle fromme Wille ihres Herrn und

Kaiſers, der zugleich der Wille Gottes iſt, zur vollen lauteren Wahrheit werde.

IX.

Das Fürſtenwort und die Volksmündigkeit.

Es iſt ein echt ritterliches Wort, welches man einem alten deutſchen Kaiſer in den Mund gelegt hat: „Kaiſerwort ſoll man nicht drehen und deuten," und ich würde mit meinen Grundſätzen, die in der Fürſtlichkeit das ausgeprägteſte Prinzip des Adels und der Ritterlichkeit finden, in den bedauerlichſten Widerſpruch gerathen, wenn ich dem Wortbruche, den ich für eine nicht bloß eines Fürſten, ſondern eines ehrlichen Mannes jeden Standes unwürdige Handlung halte, das Wort reden wollte.

„Endlich kommt doch einmal auch etwas Waſſer auf unſere Mühle," dürften an dieſer Stelle Jene ſich äußern, die ich im vorigen Kapitel als ſolche bezeichnete, die am liebſten die weltlichen und geiſtlichen Geſetze ſammt der oberſten Staats- und Kirchengewalt zuſammen in ein Grab legen und der ewigen Ruhe übergeben möchten; Jene, welche die Fürſten des Wortbruches bezüchtigen, weil Das, was in den

Tagen der Gefahr und Rathlosigkeit zugestanden worden, nun zu bestehen aufgehört hat.

Die Annahme Wasser auf ihre Mühle, wie man sich im Sprichworte ausdrückt, zu bekommen, ist jedoch eine mehr als voreilige, was das Nachfolgende nur all' zu gründlich zeigen dürfte, und woraus Jeder die bestimmte Ueberzeugung gewinnen wird, daß das Wort, welches die Fürsten nach dem Urtheile der oben Bezeichneten gebrochen, kein freies, sondern ein durch Betrug und Gewaltthätigkeit erzwungenes und deshalb dem Worte Gottes widersprechendes war.

Als Thatsache steht nun fest, daß in den ersten Märztagen des schon einige Male erwähnten Jahres 1848 in einem großen Theile von Europa sich eine Volksbewegung kundgab, welche auf die unzweideutigste Weise den gefährlichsten Charakter der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und gegen die Landesgesetze an den Tag legte. Aufgeregte ja selbst mit Mord und Brand auftretende Pöbelrotten hatten die Fürsten allenthalben vor Augen und gleichzeitig das offenkundige Wirken einer alle Stände durchdringenden monarchenfeindlichen Propaganda, deren Wühlerei sich gar nicht berechnen ließ, wie tief ihre Verzweigung nicht selbst schon die bewaffnete Macht umstrickt habe. Umgaben auch treue Diener die Throne, so mißtrauten dieselben doch größtentheils ihrer Kraft und suchten deshalb in einer augenblicklichen Nachgiebigkeit das nächste Rettungsmittel gegen die bereits eingetretenen gesetzlosen Zustände, die ein plötzlich hervorbrechender Sturm gebracht, was im Allgemeinen nicht unklug genannt werden kann. Sie wiesen nämlich dem schäumenden Strome zunächst ein Nothbett an; sie thaten

einerseits so, um nicht das ganze Land den Sturmeswellen preiszugeben, und andererseits, um Zeit zu gewinnen sich sammeln und erkräftigen zu können.

Diese Maßregel hatte nun zur Folge, daß sich in jenen Zeiten einer allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit die Fürsten in mehr oder weniger bestimmten Formen organische und gesetzliche Konzessionen abnöthigen ließen, deren Erfüllung und Aufrechterhaltung später auf den Grund der ertheilten Versprechungen und der Heiligkeit des Fürstenwortes ungestüm verlangt wurden. Die Verlangenden nannten sich „das Volk", waren aber in der Wirklichkeit nichts weiter, als die theils in Folge der Revolutionsbedrängnisse von den Regierungen mit Widerwillen anerkannten Volksvertreter, theils einzelne aus dem Volke, die in der Presse und auch sonst sich als Geschäftsführer und Mitinteressenten aus eigener Machtvollkommenheit zur Sache legitimirt hatten. Dieser Legitimationspunkt muß nun zuvörderst bei dieser Erörterung genau geprüft und wohl erwogen werden.

In den meisten Staaten war vor der Revolution durch die Gesetze geordnet wer die Vertretung des Volkes zu übernehmen habe, während in einigen diese Frage nicht bestimmt war und eben deshalb nur durch den damaligen alleinigen Inhaber der gesetzgebenden Gewalt, den Regenten, festgesetzt werden konnte.

Ein überaus charakteristischer Grundzug der dem Throne feindlichen Partei war der Umstand, daß sie nicht die Staatsvernunft, sondern lediglich ihren Willen, den sie „Volkswillen" nannte, zum allein diktirenden Gesetze erhoben zu sehen wünschte. Dieser brutale revolutionäre Wille

verlangte nun von den Inhabern der gesetzgebenden Gewalt eine Volksvertretung durch die Wahl der Volksmasse und erhielt dieses Zugeständniß selbst in jenen Staaten, wo die Gesetzgebung zwischen der Staatsgewalt und den Landständen getheilt war, durch die Zustimmung der Letzteren.

Diese Entsagung der eigenen Rechte beurkundet doch gewiß handgreiflich, daß auch die Stände weniger von der Ueberzeugung der Zweckmäßigkeit der Volkswahlen als von Furcht vor Gewaltthätigkeiten, welche ob einer Zurückweisung dieses trotzigen Revolutionswillens zu besorgen waren, zur Einwilligung sich bestimmt sahen.

Die Einwilligung der Landstände war also eine abgenöthigte, und nun frage ich: Würde wohl ein Fürst anstehen zu beschwören, daß ihn bei jenen Sanktionen keineswegs die Ueberzeugung einer dem Rechte und dem Volkswohle entsprechenden Verfügung geleitet, sondern, daß er die Sanktion, ungestümen und unter Drohungen verlangten Begehren ertheilt, nur als Mittel gebraucht habe, den Ausbruch der Anarchie zu verhüten und eine bis zur Tobsucht aufgeregte Partei zu beschwichtigen?

„Ei, so etwas werden die Fürsten schon deshalb nicht in Abrede stellen, weil sie sich dabei am besten aus der Schlinge ziehen können.“

Sicherlich begegnet die vorangeführte Stelle diesem Einwurfe von jener Seite her, wo man die Volksmündigkeit proklamirte und den Volkswillen zum allein diktirenden Gesetze erheben wollte. Ich scheue mich aber nicht gerade an diese Partei die Frage zu stellen: Welcher aus ihrer Zahl, insoferne er sich noch nicht gänzlich des Gefühles der Eidesheiligkeit entäußert, würde auf

das Kruzifix den vermessenen Schwur abzulegen wagen, daß damals die Fürsten jene Zugeständnisse aus aufrichtiger Anerkennung ihrer Zweckmäßigkeit gegeben haben? —

Auf die erste gestellte Frage würde nun gewiß keiner der damals schwer bedrängten Fürsten Anstand nehmen, einen feierlichen Eid abzulegen, die zweite Frage aber könnte nur Auswürflinge zum falschen Schwure bestimmen.

Die abgenöthigten Konzessionen entbehrten sonach jeder rechtsgültigen Grundlage, und würde, frage ich hier, im umgekehrten Falle, wenn ein Fürst das Ständehaus mit Soldaten umstellt und die Verweigerung seines Willens mit Pulver und Blei, mit Hängen und Köpfen bedroht hätte, ein solches Gesetz von der damals herrschenden Partei als rechtskräftig und bindend anerkannt worden sein? —

Es war sonach kein freies Wort, was die Fürsten gaben, und das darauf gegründete Gesetz zersetzt sich an dem Mangel der landesherrlichen Genehmigung, die, wenn der Wille des Staatsoberhauptes ein von gewaltsamen Umständen bestimmter, ein gebundener ist, keine Kraft hat. Hieraus ergibt sich, daß alle auf dieses ungiltige Gesetz sich gründenden weiteren Handlungen wegen der mangelnden Berechtigung der Gesetzgeber der Ungiltigkeit anheimfallen.

Jene unfreiwilligen Zugeständnisse unterlagen aber außer dieser formalen Ungiltigkeit noch einer materiellen; sie verstießen nämlich gegen das Wort Gottes, und auf diese abgenöthigten Gesetze können treffend die Worte des Apostels Paulus (Römer 10, 3) angewendet werden: „Sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt; sie trachten ihre eigene Gerechtigkeit auf-

zurichten und sind also der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht unterthan."

Man braucht nicht eben in der Rechtskunde erfahren zu sein, um einzusehen, daß Gesetze, welche unter dem Charakter der Erpressung in Kraft und Wirkung traten, nie gerechtfertiget werden können. Ungescheut geben die Regierungen überdieß der Wahrheit die Ehre und gestehen zu, daß man, wie schon einige Male erwähnt, lediglich um weitere Gewaltthätigkeiten zu verhüten, dem Begehren des für den Augenblick mächtigeren Theiles der Staatsbürger einige Interessen des unmächtigeren geopfert habe und zwar lediglich, damit die Letzteren nicht in die bedauerliche Lage kommen Alles zu verlieren.

Wohl hat man im Staatsrechte den Satz zu rechtfertigen versucht, den Theil zu opfern um das Ganze zu retten; wo ist aber, frage ich, je die Maßregel einem Theil der Staatsbürger Opfer abzupressen, um einen andern Theil damit zu begaben, nur mit einem Scheingrunde zu unterstützen versucht worden? —

Auch hierauf finden die Schriftworte eine treffende Anwendung: „Wer vom unrechten Gute opfert, dessen Opfer ist ein Gespötte" (Sir. 34, 21).

Diese Gesetze nun, welche sowohl dem Rechte wie dem Christenthume widerstreben, die den heiligen Beruf einer christlichen Obrigkeit verhöhnen und durch Gewalt eine Eigenthumsentziehung verübten, welche jede Gesetzgebung eines civilisirten Staates mit dem Rechtsbegriffe des Raubes und der Erpressung brandmarkt, haben jene nichtswürdige Gesetzgebung hervorgerufen und frevelhaft

durch den Stempel formaler Geſetzlichkeit zum formalen Rechte geſtempelt.

Die Beſtätigung dieſer auf ſo unlauterem Wege zuſammengetragenen Geſetze nennt nun die Revolutionspartei — das Fürſtenwort, während andere dieſer Revolutionsgeſetze einen direkten Bruch beſtehender Fundamentalgeſetze enthalten. Dahin ſind zu zählen: Die den Haus- und Grundgeſetzen der dynaſtiſchen Regentenhäuſer zuwiderlaufenden Verzichte weſentlicher Hoheitsrechte, welche den Hauptbeſtandtheil des Regentenrechtes ausmachen, ſo wie auch die weſentlichen Beeinträchtigungen des Familienfideicommißgutes; wieder andere beeinträchtigen Verhältniſſe, welche durch völkerrechtliche Beſtimmungen*) ebenfalls dem Verfügungsrechte der Staatsgewalt entzogen ſind. Alle dieſe geſetzlichen Beſtimmungen unterliegen, gegen poſitive, dem Geſetzgebungsrechte ganz entrückte Rechtsverhältniſſe verſtoßend, der Nichtigkeit, und es kann gar nicht einmal auf den Willen des Landesherrn ankommen, ob er dieſelben aufrecht erhalten will oder nicht.

Wären nämlich jene Märzzugeſtändniſſe auf die Perſönlichkeit der Fürſten allein gerichtet geweſen, hätten ſie lediglich in Entſagungen beſtanden, welche nur das perſönliche Intereſſe des bewilligenden Theiles angegangen hätten, ſo könnte man allenfalls die alte deutſche Ritterlichkeit ſprechen laſſen: „Auch Das, was ein Fürſt in Feſſeln gelobt, ſoll er getreulich erfüllen.“ Das war nun aber ganz und gar nicht der Fall, denn es handelte ſich bei dieſen Zugeſtändniſſen nicht allein um das perſönliche Intereſſe des Fürſten, ſondern um die Wohlfahrt der

*) Hieher gehört zuvörderſt die deutſche Bundesakte.

Staaten selbst. Jeder Fürst mußte daher das Interesse seines Staates und zwar vorzugsweise im Auge haben, und aus eben diesem wichtigen Grunde konnte kein Regent die ihm abgenöthigten Zusagen aufrecht erhalten, weil offenbar dadurch der Staatszweck — das Wohl aller Unterthanen — gefährdet gewesen wäre.

Ganz abgesehen von all' dem bereits in diesem Kapitel Erörterten frage ich nun: Stellt sich unter allen Umständen ein Wortbruch und deshalb ein schweres Unrecht heraus, wenn gesetzliche Bestimmungen später aus Gründen, die staatliche Wohlfahrt betreffend, wieder abgeändert werden? —

„Ja, unbedingt!" wird hier die regierungsfeindliche Partei antworten.

Gut, dann ist diese Partei selbst unbedingt zu verurtheilen, denn wenn ein zum Zwecke der Gesetzbestätigung ertheiltes Versprechen eine unter allen Umständen unauflösbare Verbindlichkeit Jedermann auferlegt, wie konnten denn die frühern Verfassungen und Gesetze, die unleugbar doch auch auf einem Fürstenworte beruhten, durch die Bewegungsmänner der Märzereignisse aufgehoben werden?

Man sollte glauben, die vorerwähnte Partei müsse hier die Antwort schuldig bleiben; dieses Dafürhalten beruhte jedoch auf einer Unkenntniß dieser Partei, welche nie Anstand nimmt, den einleuchtendsten Gründen eine zungengeläufige Rederei entgegenzusetzen, und diese Rederei entgegnete hier sicherlich: „Ei was, die frühern Verfassungen paßten nicht mehr zu dem Fortschritte der lebenden Generation; ebenso waren die Gesetze veraltete und dem Volkswillen und der Volksmündigkeit zuwiderlaufende."

Ueber dieſe ſo marktſchreieriſch angeprieſene Volksunbeugigkeit werde ich etwas ſpäter meine Meinung ſagen; hier aber ſtelle ich die Behauptung feſt, daß die von Seite der Regenten gar nicht abzuweiſende Zurücknahme einer Maßregel, die nur der augenblickliche Druck der Zeit diktiren konnte, nach dem Wegfalle dieſes Druckes eine gebotene Pflicht und kein Wortbruch war; oder ſollten die Fürſten etwa dem Willen meineidiger Unterthanen mehr Rechnung tragen, als dem Willen Gottes; ſie, die nur ſeines Reiches Amtsleute ſind und Ihm von all' ihren Handlungen Rechenſchaft zu geben haben? — Wähnt man etwa, daß eine ſolche ſchwere Verletzung der Regentenpflicht, das gute Recht und das Eigenthum der Unterthanen zu beſchirmen, durch die leichtfertige Einſprache ſich abmachen laſſe: „Was die Fürſten verſprochen, ſollen ſie halten oder wenn ſie nicht geſonnen waren, es zu halten, ſo hätten ſie es von vorneherein nicht zuſagen ſollen."

Hier gilt es nun ein ſelbſt dem einfachſten Verſtande einleuchtendes Beiſpiel anzuführen. Geſetzt den Fall, ein Dorf wird nächtlicher Weile von einer Räuberbande umzingelt. Alle Auswege, um Rettung herbeizuholen, ſind abgeſperrt und ſelbſt der Thurm iſt bewacht, daß die Glocken keine Gefahr den Nachbarsdörfern verkünden können. In dem Gefühle der Sicherheit klopfen nun die Führer der Bande an dem Gemeindehaus und der Bürgermeiſter wird von den frechen Geſellen gebrandſchatzt. Um das Dorf zu retten und um ſich ſelbſt vor Mißhandlungen zu bewahren, gibt er, was er hat; das, was er gibt, iſt aber den Verlangenden noch immer nicht genug; ſie wollen mehr und er betheuert, er könne das Begehren nicht erfüllen. Nun ſetzen

ihm die Führer der Bande eine Frist und machen eine Summe namhaft, die bis dahin flüssig werden solle. Der in die Klemme Gerathene macht Vorstellungen, daß dadurch der unfehlbare Ruin der gesammten Gemeinde herbeigeführt werde; er spricht jedoch zu tauben Ohren. Das Ungestüm der Dränger verdoppelt sich; lodernde Brände werden herbeigeholt und man fordert ihn auf zu geloben, die Summe zur gesetzten Frist unweigerlich herbeizuschaffen, weil sonst die Drohung anzuzünden sogleich verwirklicht werde.

Im Stillen fleht da der bestürmte Mann die Gnade des Himmels an und ein rettender Gedanke kommt ihm den Drohungen gegenüber. Er blickt durch die mondumglänzten Fenster auf die Dächer des friedlich stillen Dorfes hinaus, unter welchen todtgeängstigte Leute den Ausgang dieser Angelegenheit abwarten, und um das Ganze zu erhalten, schlägt er zu dem bösen Handel ein. Die Gefahr, denkt er, ist so doch in die Ferne gerückt und Zeit gewonnen heißt bei Bedrängnissen solcher Art Alles gewonnen.

Die Räuberhorde begnügt sich nun mit der durch Mord- und Branddrohungen abgetrotzten Zusage; die Fackeln werden ausgelöscht und die Rotte zieht vergnügt mit ihrem Raube und pochend auf die Errungenschaften, die ihnen das gegebene Wort verbürgt, von dannen.

Kaum sind nun aber die bösen Gäste abgezogen, so öffnet sich im Dorfe sachte Thür an Thüre und alsbald füllet sich das Amthaus mit Männern, welchen der Vorstand erzählt, was bei ihm geschehen und was in nächster Zukunft das Dorf bedrohe. Man dankt dem Vorstande, daß er die Gemeinde vor schwerem Unglücke behütet, und hierauf kommt unter Anrufung der Gnade Gottes ein festes

Schutz- und Trutzbündniß zu Stande. Die Nachbardörfer werden ebenfalls von Dem verständigt, was sich hier ereignet, und der Schutz der Behörden wird allseitig angegangen.

Als nun die Räuber zur festgesetzten Frist wieder kamen, konnte der Ausgang kein zweifelhafter sein; vereinte wackere Kräfte unter Anführung der Wächter des Gesetzes kämpften gegen schlechte und verwerfliche Zwecke, und statt die vermeintlichen Errungenschaften in Baarem zu erhalten nahm man der saubern Sippschaft jetzt auch Das, was man bei derselben vorfand, als Ersatz für Jenes ab, was sie dem Bürgermeister in jener verhängnißvollen Nacht abgetrotzt hatte.

Ich glaube, daß an diesem Exempel Niemand etwas zu tadeln finden und kein Vernünftiger wünschen wird, der Bürgermeister hätte lieber das Dorf in Brand stecken lassen, als sein Wort den Räubern geben sollen.

Die früher erwähnte Partei wird nun aber diesen Vergleich unter affektirter Entrüstung von sich weisen und gar hochfahrend fragen, wie man die Märzzugeständnisse, die der Volkswille errungen, mit einer räuberischen Gewaltthätigkeit vergleichen könne, wobei diese Partei jedoch gar nicht bedenkt, daß Das, was lediglich sie als Volkswillen bezeichnet, nicht ein unbedeutendes Dorf, sondern ganze Staaten sammt den Herrschern und allen gesetzlichen Einrichtungen brandschatzte und daß den landesherrlichen Zusagen dieselben Beweggründe zum Maßstabe gedient, wie dem hier im Beispiele angeführten Ortsvorstande, der zu dem verwerflichen Begehren nur „ja“ gesagt, weil die Gefahr dadurch in die Ferne gerückt ward, während im Gegensatze ein

„Nein“ nicht nur ſein Haus, ſondern auch die aller im Dorfe Angeſeſſenen eingeäſchert haben würde. Eine ſo große Verantwortung konnte und durfte dieſer Mann nun eben ſo wenig auf ſich laden, als er ein Recht gehabt hätte der Gemeinde deshalb jene Summe abzufordern, die ihre Wohlfahrt auf lange ruinirt hätte, um von der Bande das lobende Zugeſtändniß zu erhalten, er ſei ein Mann, der unter allen Umſtänden ſein Wort halte.

Eine wahrhaft unkluge Offenherzigkeit hat überhaupt damals die Revolutionsmänner beſchlichen, als ſie jenen landesherrlichen Zugeſtändniſſen den rechten Namen: „Märzerrungenſchaften“ gaben. Ungemein treffend bezeichnet dieſes Wort, daß jene durch die Genehmigung der Regenten ein ſo friedliches, loyales Anſehen gewonnenen Aenderungen der ſocialen- und Rechtszuſtände als eine durch Ringen und Kämpfen gewonnene Siegesbeute zu betrachten ſei, und bei dem Beutemachen wird es bekanntlich weder mit den Geboten Gottes, noch mit jenem Rechte, das das Landesgeſetz Jedem einzuhalten zur heiligen Pflicht macht, genau genommen. Da, meine ich, ſei es nun nicht mehr als billig, daß Das, was auf dem Wege ungerechter Gewalt abgezwungen worden, auf dem der gerechten Gewalt wieder zurückerſtattet werden mußte. So will es Gott, und nicht nur der Chriſt, ſondern Jeder, der zu irgend einem Cultus und mithin zu einer billigen Denkart ſich bekennt, kann nichts Anderes wünſchen und wollen.

Durch alle dieſe Gründe bekennt ſich jedoch die regierungsfeindliche Partei keineswegs gefangen, und ihre Anklage gegen den Monarchismus ſtützt ſich auf die Behauptung, die Monarchie paſſe nur für Völker, die ſich auf der niedern Kulturſtufe einer gänzlich politiſchen Unklarheit

befinden, während jedoch der größte Theil der europäischen Völker bereits zur vollsten Mündigkeit gelangt sei. Das majorenne Volk könne deshalb der lästigen Vormundschaft entbehren und die Souveränität, das ist das Recht der Selbstregierung, stehe ihm zu. Der Volkswille begehre einstimmig nach diesem Rechte und sie seien nur die Ordner und Träger dieses Willens. Diesem aus eigener Machtvollkommenheit geschaffenen Berufe gaben sie durch das: „Vox populi vox Dei“*) eine Art Cultus, und jeder von ihnen wollte als ein Weltheiland, als Erlöser von einem unerträglichen Joche, angesehen werden, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß sie zuvor unendlich viel Mühe und Arbeit hatten, um dieses Joch, dessen angeblich unerträglichen Druck früher Niemand fühlte, in jener Art fühlbar zu machen, wie man einem gesunden aber leichtgläubigen Menschen weiß machen kann, er müsse nach dem Arzte schicken und Alles befolgen, was der ihm rathe, weil er sonst rettungslos verloren sei.

Da nun die faktische Unrichtigkeit der Volksmündigkeit sich ohne große Schwierigkeit nachweisen läßt, so ist es nicht nöthig die Richtigkeit des ersten Satzes zu untersuchen, der eine Anklage gegen den Monarchismus schleudert.

Nach meinem Dafürhalten kommt es hier zunächst auf die klare Feststellung des Begriffes von dem Worte: „Volk“ an, unter welchem Worte unmöglich etwas Anderes als alle im Staatsverbande stehenden menschlichen Individuen verstanden werden können. Diese Individuen bestehen nun aber größtentheils aus Personen, die keine Mündigkeit ansprechen können, wie z. B. Kinder und Blödsinni-

*) Die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme.

ge; ferner Solche, welchen das Geſetz die Fähigkeit der politiſchen Erkenntniß abſpricht, wozu auch alle Unerwachſenen gehören; ferner alle unter fremder Willensabhängigkeit ſtehende Handwerksgeſellen, Diener und Knechte und endlich das ganze weibliche Geſchlecht, welchem das Geſetz Gottes die zunächſte Erziehung der Kinder und die Beſorgung und Ueberwachung des Haushaltes anweiſt, was für jede gute Mutter und wackere Hausfrau gewiß ein näher liegendes und ſie ſelbſt mehr ehrendes Geſchäft iſt, als die Einmiſchung in die politiſchen Fragen der Zeit.

Es wird nun darauf ankommen zunächſt die Zahlenverhältniſſe der von der politiſchen Stimmfähigkeit Ausgeſchloſſenen möglichſt genau zu prüfen. Geſchieht nun das, ſo gehört unter hundert Individuen beiläufig die Hälfte dem weiblichen Geſchlechte an, ferner 33 gehören ſicherlich zu den männlichen Unerwachſenen, und die Zahl 7 iſt gewiß auch nicht zu hoch für Jene angeſchlagen, die theils wegen ihrer Abhängigkeit von andern Perſonen, theils wegen Blödſinn zu den Unfähigen gezählt werden müſſen. Aus dieſem Zahlenverhältniſſe entfallen nun 90 Perſonen, welche unbedingt in politiſchen Angelegenheiten keine Stimme geben können.

Hier wurden nun alle Individuen claſſifizirt, welche den Begriff „Volk" ausmachen; nun ſtelle ich aber noch ein anderes Rechnungsexempel auf und ſage, unter hundert ſelbſtſtändigen, mündigen Männern gehören etwa 60 dem gewöhnlichen Bauernſtande und 30 dem niedern Profeſſions-Stande an. Die Addition ergibt ſonach auch hier wieder 90 Individuen, die deshalb zu den politiſch Mundtodten zu rechnen ſind, weil ihnen in Folge der geiſtigen

Beschränktheit die Fähigkeit mangelt über Staatsangelegenheiten sich nur den oberflächlichsten Begriff zu bilden.

Es bleiben sonach auch hier wieder von 100 nur 10 Personen über, welchen eine einigermaßen ausreichende Begriffstüchtigkeit zur Stimmfähigkeit in Staatsangelegenheiten zuzutrauen wäre. Taucht nun aber die Frage über staatswissenschaftliche Kenntnisse auf, die in Betreff eines Mitordners in Staatsangelegenheiten nicht ganz beseitigt werden kann, so dürfte wohl unter 1000 nicht absolut unfähigen Personen kaum eine im Stande sein auf die Eigenschaft eines Staatskundigen Anspruch machen zu können.

Hieraus ergibt sich nun wenigstens so viel, daß man mit Sicherheit erkennt, was die oft gebrauchten Phrasen der Regierungsfeinde: „Das Volk, das ganze Volk, die Millionen zählenden Nationen hoffen, wünschen, fordern das!“ im rechten Lichte betrachtet sagen wollen; klar ist, wie ich glaube, veranschaulicht, daß ein Tausendtheil der Bevölkerung nicht das ganze Volk sei und sonach auch der Wille eines Einzigen nicht als der Wille von 1000 Gleichberechtigten sich rechtfertigen könne; füglich dürfte nach diesem logischen Schlusse das ganze Argument der Volksmündigkeit den Fabel- und Nebelbildern anheimfallen.

Mit dieser Mündigkeitsfrage steht nun der sogenannte Volkswille im nächsten Zusammenhange. Die angestellten Rechnungsexempel zeigten nun bereits die spärliche Zahl der nicht absolut unfähigen Personen und die noch weit spärlichere der wirklich Befähigten; selbst bei diesen Letztern aber ist der Wille verschieden und gar häufig sich gegensei-

tig widersprechend, was sich am deutlichsten in den ständischen Versammlungen zeigt.

Das Wort „Volkswille" ist daher an sich ein Unding, denn es gibt nichts Widersinnigeres als den ausgesprochenen Willen eines Häufleins von Leuten, die noch überdieß bei jeder Gelegenheit gegen einander stimmen, als einen Volkswillen geltend machen zu wollen, da nach der Grundlage der Dinge ein wieder unter sich uneiniger Tausendtheil doch nie das Ganze sein kann. Und dennoch ist dieses undenkbare Ding, dieser Volkswille, den man auch „Gesammtwillen" und „Volkssouveränität" taufte, der Stützpunkt gewesen, auf welchem die neuen Staatenbaumeister ihre Hebel ansetzten, um 800jährige Monarchien aus den Angeln zu heben.

Allerdings war das Wort: „Volkssouveränität" für den großen Haufen wie für den übermüthig gewordenen Mittelstand gar hochtönend und schmeichelhaft, und gar viele verblendete und von Stolz aufgeblähte wohlhabende Bürger waren unverständig genug nicht gleich einzusehen, mit welchen saubern Mitsouveränen sie das erst jüngst erlangte Majestätsrecht theilen sollten und welche Verlegenheiten aus dieser hohen Kameradschaft für sie entspringen dürften.

Selbst die klügeren Führer der Bewegungspartei verkannten nicht die Unhaltbarkeit einer buchstäblichen Auffassung des Begriffes: „Volkssouveränität;" sie beschränkten deshalb den Begriff: „Volk" auf die Gesammtheit der Willensfähigen und die Ausübung des Volkssouveränitäts-Rechtes auf eine repräsentative, das ist stellvertretende Behörde, die aber durch Volkswahl bestimmt werden sollte.

Es dürfte jedoch nicht schwer werden nachzuweisen, daß durch diese Beschränkung weder das Prinzip der Volkssouveränität gerettet, noch dem obersten Grundsatze der Staatswohlfahrt Genüge geleistet werden konnte. Es wird nämlich Jedem einleuchtend sein, daß es die erste und Hauptaufgabe der Staatsgewalt ist, in dem Widerstreite der Interessen der Staatsbürger eine solche unparteiische Vermittlung eintreten zu lassen, daß durch die Beschränkung staatsgefährlicher Freiheitsideen Einzelner das gute Recht und die Wohlfahrt Aller in den Schranken der Gesetzlichkeit gewahrt werde.

Dazu bedarf es nun nicht nur tugendhafter und gerechter Männer, sondern solcher, welche mit diesen Eigenschaften eine vollständige Sachkenntniß in dem Gebiete der Staatsverwaltung verbinden.

Wer nun zu einem Geschäfte einen brauchbaren Geschäftsführer zu bestellen hat, der muß nothwendig sowohl das Geschäft als auch den dazu anzustellenden Mann ganz genau kennen.

Ist diese zweifach nöthige Kenntniß nun auch bei Volkswahlen als wirklich vorhanden anzunehmen? Die Verneinung dieser Frage stößt, wie ich glaube, bei keiner Partei auf ein Hinderniß. Die dem Monarchismus feindliche Partei brächte jedoch auch dieses von ihr selbst abgegebene „Nein" in keine Verlegenheit, denn sie würde sagen, es müßte eben ein System eingeführt werden, das ausschließlich nur den Willensfähigen und Begriffstüchtigen aus dem Volke das hochwichtige Wahlgeschäft übertrage.

Angenommen dieses System würde wirklich durchge-

führt, ſo träfe die Aeußerung des Volkswillens jenes eine Procent der Bevölkerung, von dem aber wieder nachgewieſen iſt, daß neun Zehntheile aus Männern beſtehen, welche vermöge ihres Lebensberufes ſelbſt bei aller Verſtändigkeit und dem redlichſten Willen weder wiſſen, welche Eigenſchaften zu einem Staatsamte gehören, noch im entfernteſten zu beurtheilen vermögen, ob Dieſer oder Jener die erforderlichen Eigenſchaften beſitze. Die Folge hievon könnte keine andere ſein, als daß die Wähler ihr hochwichtiges Geſchäft eben ſo beſorgten, wie alle Leute, die Geſchäfte verrichten, von denen ſie nichts verſtehen, das heißt — ſchlecht. Zu dieſem Mißſtande kommt nun noch der Umſtand, daß wirklich tüchtige Männer ſich weit weniger zu ſolchen Staatsämtern drängen, als wie untüchtige und ſchlechte. Sachunkundige Männer unterliegen nun aber gewöhnlich den Gefahren der Wahlumtriebe, ja ſie müſſen denſelben ſchon in Folge ihrer Unkunde unterliegen, die ihnen die Möglichkeit entzieht die Wahrheit von Täuſchungen und Ränken zu unterſcheiden.

Man mag demnach dieſe Verhältniſſe aus einem Geſichtspunkte betrachten, aus welchem man will, ſo leuchtet ein, daß man dem Volke weder im Ganzen noch in einzelnen Theilen irgend eine Uebung eines Herrſcherrechtes übertragen kann, weil ſowohl bei den Wahlen wie bei der Verwaltung des Landes Sachkundige mit Unkundigen und Redliche mit Unredlichen auftreten, wodurch der höchſte Zweck des Staates — die Sorge für die Volkswohlfahrt — verletzt und in der unverantwortlichſten Weiſe beeinträchtigt werden würde.

Die Ideen einer **Volksmündigkeit**, eines **Volks-**

willens verbunden mit der Volkssouveränität zeigen sich schon auf dem Gebiete der Theorie als Hirngespinnste, welche praktischen Folgen aber die schiefe Auffassung dieser Begriffe für Deutschland und die Nachbarländer bereits mit sich gebracht hat, zeigten uns die Erscheinungen der jüngst vergangenen Zeit.

Viel that man sich darauf zu Gute was für ausgezeichnete Männer, und zwar in allen Zweigen des menschlichen Wissens, aus diesen Volkswahlen hervorgegangen und in die deutsche National-Versammlung, wie in die einzelnen Ständeversammlungen eingetreten seien, trotz dem aber dürfte man auf sehr erhebliche Zweifel stoßen, ob der stürmische Eifer, welcher in die Klassen der Gelehrten wie in die des Gewerbestandes drang und sie antrieb aus ihren Berufsfächern herauszutreten und sich in das Gebiet der Staatskunst zu versteigen, eine erhebliche Ausbeute geliefert hat. Die Staatskunst kann nämlich weder auf dem Wege künstlicher Theorien, noch auf dem einseitiger praktischer Uebungen, sondern nur im Vereine einer streng wissenschaftlichen Auffassung mit einer vieljährigen Uebung der vielseitigsten Anwendung auf das praktische Staatsleben erlernt werden, nicht aber in der Schule der Zeitungsleserei, der oft lächerlichen Orakelsprüche politischer Kannengießerei oder in der Erfahrung vereinzelter Vorkömmnisse, aus welchen die Oberflächlichkeit stets geneigt ist Schlußfolgen auf allgemeine Landeszustände zu ziehen.

Welche schiefe Ansichten und Urtheile haben wir nicht von hochbelobten Gelehrten, die man als Heroen in ihrem Berufskreise gepriesen, sowohl in dem deutschen Parlamente wie in den Ständeversammlungen gehört und wie

viel Gelegenheit zum Gelächter und Gespötte gab man dem Volke da, wo dessen heiligste Rechte vertreten und gewahrt werden sollten.

Was nun aber die mehr in die Volksmassen fallende politische Bildung des niedern Gewerbs- und Bauernstandes betrifft, so braucht sich Jeder nur in dem Kreise seiner Umgebung umzusehen, um zu erkennen, welche Früchte jene Umbildung der Trinkstuben in Hörsäle des persönlichen und des Staatsrechtes, die Vertauschung der Bibel und des Gebetbuches mit politischen Katechismen und dem Staatslexikon und überhaupt die Fluth von politischen Volksschriften und Zeitblättern für das harmlose Volk im Allgemeinen getragen haben.

Es ist wahrhaftig eine traurige Erscheinung, daß man dem Volke als oberstes Prinzip des Staatszweckes die höchst möglichste Erzweckung seines Eigennutzes eingeprägt und so in einer wahrhaft unverantwortlichen Weise den Funken des Rechtssinnes in Millionen Herzen erlöschte.

Heilend und rettend kann auf solche Zustände nur das monarchische Prinzip, das mit der Religion Hand in Hand geht, wirken, und um das recht leichtfaßlich darzustellen, sei Folgendes gesagt.

Sobald eine größere Anzahl Menschen auf einem größeren oder kleineren Raume des Weltalles seßhaft ist, kann es nicht fehlen, daß das Streben nach Wohlfahrt nicht immer ein einheitliches ist; häufig steht auch der Wille einer Anzahl Individuen im schroffsten Gegensatze mit dem der andern, und die Nothwendigkeit ergibt sich hier von selbst, daß Beschränkungen platzgreifen müssen. Die Entscheidung hierüber gibt zunächst die Vernunft, und

wenn jeder der streitenden Theile für Das, was er durchzusetzen bestrebt ist, vernünftige Gründe bei der Hand hat, so muß die Sache nach dem überwiegenden Rechte entschieden werden.

Da nun aber entweder ein Mangel an tiefer Einsicht oder an moralischer Kraft den unterliegenden Theil abhalten könnte, dem Gebote der Vernunft und des überwiegenden Rechtes sich zu fügen, so ist zur Beseitigung des Willensstreites noch ein drittes Mittel nöthig, und dieses dritte Mittel ist nun die monarchische Autorität, was nichts Anderes heißt als eine gebietende Macht, welche von einem erhabenen Standpunkte aus alle Zustände des Staatsorganismus überschaut, alle sich gegenseitig widerstrebenden Interessen im Gleichgewichte erhält und allen Kräften, welche die Staatswohlfahrt bedrohen, mit mächtiger Hand die Zügel hält. Die schwierige Aufgabe, den unvermeidlichen Conflikten staatsbürgerlicher Interessen in allen Fällen gerecht zu sein, wurde schon von Alters her als die gefährlichste Klippe der Staatskunst erkannt. Wer hier im Volke als Richter einstehen wollte, den müßte nothwendig die Einrede treffen, Richter in eigener Sache zu sein, denn es ist kein Gesetz und keine staatliche Einrichtung denkbar, bei welcher nicht die Interessen eines Theiles der Staatsbürger verletzt, eines andern begünstigt werden.

Hier zeigt sich nun das monarchische Prinzip im günstigsten Lichte, denn der Alleinherrscher ist die einzige Persönlichkeit im Staate, welche kein spezielles Interesse bindet, denn er gehört keinem Stande, keiner Volksklasse, keiner Betheiligung an und steht eben deshalb auf der Stufe

der vollſtändigſten Unabhängigkeit. Nichts kann ihn abhalten in ſeiner Entſcheidung irgend einem andern Beweggrunde zu folgen als dem ſeiner gewiſſenhaften Rechtsüberzeugung. Er hat keinen Vortheil zu hoffen, keinen Nachtheil zu fürchten; nichts hat er zu gewinnen, nichts zu verlieren.

Jede andere Regierungsform entbehrt dieſes unſchätzbaren Vortheiles eines ganz unparteiiſchen über und außer dem Volke ſtehenden Reichsrichters, denn ſobald die höchſte Staatsgewalt mehr als Einem anvertraut iſt, ergibt ſich die Nothwendigkeit, daß die Inhaber der höchſten Gewalt aus dem Volke genommen werden müſſen, und da dieſelben irgend einem Stande und irgend einer Familienverbindung angehören, ſo ſtehen ſie der Geſammtheit ferner als der Fürſt, den die Geburt für den Thron beſtimmt. Auch fehlte es, wenn Mehrere die Regierung des Landes unter ſich theilen, an der von Privatintereſſen gefährdeten Willenseinheit und alsbald auch an der Einigkeit, deren Mangel nach den Erfahrungen der Geſchichte immer eine Hauptveranlaſſung der ſtaatlichen Zerſtörung geweſen iſt.

Die Welt iſt bereits alt genug, um an der Hand der Geſchichte manche ſtaatlichen Maßregeln nunmehr als erprobte Grundwahrheiten anzuerkennen, und dahin gehört gewiß die Erkenntniß, das abſolut monarchiſche Prinzip ſei jene Regierungsform, welche den Intereſſen des Staates wie den Intereſſen aller Staatsangehörigen am beſten Rechnung zu tragen und den mächtigſten Schutz zu gewähren im Stande ſei, beſonders, wenn ein Herrſcher vom Throne herab diktirt, wie Oeſterreich das Glück hat, in Franz Joſef einen zu beſitzen; in Franz Joſef, der

seine Autorität nicht allein auf die fürstliche Abkunft, sondern auf die Vernunft, auf das gute Recht und auf die Religion gründet; den die Fügung der göttlichen Weltordnung Oesterreich unter den furchtbarsten Stürmen als Landesobrigkeit zugewiesen, als welche er, von dem Einflusse eines irrenden Gewissens nie berückt und von einem rein sittlichen Gefühle geleitet, den Drachen der Zwietracht mit ritterlicher Hand zu Boden schlug und seinen durch ihn hochbeglückten Völkern eine wohlfahrtreiche Zukunft sicherte. Nie übte die Herrschsucht, die mit dem Egoismus stets Hand in Hand geht, auf sein gottergebenes Herz eine Gewalt, sondern er faßte vielmehr seinen hohen Beruf von der erhabensten Seite auf, indem er, von dem Drange heiliger Pflichten geleitet, einzig das Wohl der Gesammtheit zum Gegenstand und Ziele seines Strebens machte und selbst sein eigenes dem Staatswohle zu opfern sich verpflichtet fühlt. Unerschütterlich ist unter seiner weisen Leitung der Organismus des österreichischen Staates geworden, und Das, was hier und dort noch zu verbessern ist, wird sicherlich durch ihn vollendet werden; dafür bürgt Oesterreichs Völkern ihres Landesherren tiefe, jedes Erforderniß erkennende Einsicht und sein Kaiserwort, nach welchem er alles Gute zu fördern gelobt, aber nur Jenen aus dem Volke die moralische Mündigkeit zuerkennt, die ihren Willen den Geboten Gottes unterordnen und sich nicht vermessen den heiligsten Absichten des Ewigen souverän gegenüber stellen.

X.

Der wahre Werth des Menschen.

Wenn ein gewichtiger Gegenstand von einem hohen Ufer plötzlich hinabstürzt in die See, so verursacht das ein Geräusch, welches gleich dem Donner das Echo in den Bergen und Wäldern weckt und weit umher vernommen wird; der Schlummer des Wasserspiegels ist gestört, Fluthen wälzen sich über die Vertiefung hin, die Wellen bilden immer weitere Kreise, doch alsbald ebnen sich die Wasser wieder und da, wo kurz zuvor noch Wellen und Wogen rauschend gegen einander kämpften, wird es stille. Ob es ein Felsenstück war, das in die Tiefe des Abgrundes stürzte, ob kostbare Schätze oder ob verunglückend ein Mensch hier sein Grab gefunden, die Oberfläche der Gewässer gibt keine Kunde davon; stumm und dunkel liegen sie darüber.

Mit einem solchen Abgrunde nun kann treffend das Gemüth des Menschen verglichen werden. Wohl schlägt zuweilen ein gewichtiges inhaltsschweres Wort, eine großartige That, ein erschütterndes Ereigniß gleich einem Donnerschlage in seine Tiefen ein, ohne daß all' das mehr bewirkte als der vorerwähnte Sturz eines gewichtigen Gegenstandes in den Abgrund der See. Ist auch der Eindruck

groß und die Erschütterung mächtig, so währt das gewöhnlich doch nicht lange und alsbald ist es wieder als sei nichts geschehen.

So erschien einst vor dem Könige Jeroboam, als dieser eben den Götzen opferte, der Prophet von Bethel und auf das Wort des Letztern zerbarst unter Donnerschlägen der Altar. Jeroboam erbleichte und erschrack vor der Macht Jehova's und dennoch kehrte er alsbald wieder zu den Gräueln des Heidenthums zurück. In gleich eindringlicher Weise erschienen plötzlich an der Wand des Prunksaales des asiatischen Herrschers Nabonides, der die aus dem Tempel von Jerusalem geraubten Gefäße dadurch entweihte, daß er mit seinen Gästen daraus trank, verhängnißvolle Worte, ihm sein nahes Ende verkündend. Obwohl nun dieser Gebieter sammt allen Anwesenden von Schreck befallen wurde, so würde der hier tief eingewurzelte Leichtsinn doch alsbald den peinlichen Eindruck wieder verwischt haben, wäre nicht gleich darauf der gewaltige Cyrus mit seinem Kriegsheere, Alles mit Feuer und Schwert verheerend, hereingebrochen. Ebenso, um noch ein Beispiel anzuführen, wirkten die Apostel vor den Augen der Welt die wunderbarsten Werke und dennoch wurden sie gleich ihrem göttlichen Meister von zahllos Verblendeten gehaßt und verfolgt.

Wie viele Momente der Angst, der Gefahr, der Reue oder der Freude über ein ungeahntes Glück, über eine nicht mehr gehoffte und dennoch plötzlich wieder erlangte Genesung gibt es nicht in dem Leben jedes Menschen, und man sollte glauben, daß diese Momente alle dazu geeignet wären, das Gemüth tief und gewaltig zu bewegen und demselben für immer eine heilsame Richtung zu geben. Ich sage, man

sollte glauben, leider aber zeigt die Erfahrung, daß selbst die großartigsten Momente derart allmählig wieder in die Vergessenheit zurücksinken.

Solchen bedauerlichen Thatsachen gegenüber ist nun freilich der persönliche Werth der Menschen gar schwer zu bestimmen, jener Werth, welchen der heilige Franz Seraphicus am treffendsten mit den Worten bezeichnete: „So viel Du vor den Augen Gottes bist, so viel bist Du und nicht mehr."

Von vielen bewaldeten Bergen und von vielen felsigen Höhen der österreichischen Lande ragen noch heutzutage verwitterte Zinnen und Gemäuerreste nieder und mahnen den Wanderer, der vom Thale aus zu ihnen den Blick erhebt, an eine rauhe und kriegerische Vorzeit, wo daoben eine räuberische brutale Gewalt hauste, die ihre Schrecken weit umher im Lande verbreitete; welcher das Faustrecht mehr galt als das göttliche Recht, und welcher der Werth des Kampfpreises lieber war als der, den das Geschöpf vor den Augen seines Schöpfers hat.

Eine Ritterburg machte jedoch eine ehrwürdige Ausnahme von dieser unchristlichen barbarischen Gesittung; es war das die herzogliche Burg, die einst den Kahlenberg hart an der Donau krönte. Nicht wie die übrigen war sie ein unheimlicher Felsenhorst, welcher räuberischen Geiern und Adlern zum Aufenthalt diente; sie war der Sitz eines mächtigen billig denkenden Fürsten, der, obgleich überaus tapfer und ein Schrecken seiner Feinde, doch friedlich gesinnt war und von hier aus einen nicht geringen Theil seines Gebietes*) überschauen konnte. Von dieser Ritterburg aus erhielt die

*) Die östliche Mark des deutschen Reiches.

jetzige Kaiserstadt ihre Begründung und von ihr herab verbreiteten sich Bildung, Gesittung, bürgerliche und religiöse Wohlfahrt über das ganze Land.

Ist nun auch diese Burg wie Alles, was Menschenhände in der Vorzeit gegründet, längst zerfallen, so daß kaum einige kenntliche Ruinen noch die Stelle bezeichnen, wo sie einst, das Land beherrschend, gethront, so leben doch der Name und die Werke des erlauchten Herrn, der, gleichsam ein Hort für alle Hilflosen und Bedrängten, darin wohnte, immer fort. Er selbst hat, als er in Mitte Novembers im Jahre 1136 das Zeitliche segnete, eine Burg von unendlich größerer Herrlichkeit bezogen und diesen glorreichen Fürsten, welcher während seines irdischen Lebens und Wirkens in allen deutschen Gauen nicht anders als „Leopold der Fromme" genannt wurde, ehret jetzt die Kirche als Leopold den Heiligen und Oesterreich als seinen Schutzpatron.

Da fehlt es nun freilich wieder nicht an Leuten, welchen der Nachruhm des edeln Markgrafen, als zu groß erscheint. Es gehören dieselben eben zur Klasse Derjenigen, die selbst Das bekritteln, was der allmächtige Gott in seiner Weisheit und Gerechtigkeit verfügt. Trotz ihrer Tadelsucht gestehen sie zu, daß Leopold für seine Zeit unendlich viel Ersprießliches gewirkt, und daß er, so oft es galt, sich als Held und umsichtiger Kriegesherr bewährte, während er andererseits im Frieden die öffentliche Wohlfahrt förderte und es an nützlichen Einrichtungen nicht fehlen ließ. Sie leugnen ferner nicht, daß mit ihm Oesterreichs Flor begann und daß man ihn während seines Lebens und Wirkens weit und breit als einen weisen und ritterlichen Herrn hoch in Ehren

gehalten; daß er als gewiſſenhafter Familienvater ſeinen Kindern eine vortreffliche Erziehung gab und als echt chriſtlicher und frommer Fürſt viele Kirchen und Ordenshäuſer erbaute und ſtiftete.

„Was iſt's nun aber mit all' Dem?" läßt ſich der Einwurf der vorgenannten Leute vernehmen; „hat denn der Markgraf dabei etwa mehr gethan, als ſeine Pflicht oder war er etwa umſonſt ſo hoch geſtellt an Rang und Würden, ſo reich begabt mit allen Gütern des Glückes und überdieß noch mit langer Lebensdauer geſegnet? Hätte er da vielleicht das Gute und Erſprießliche, was er gewirkt, unterlaſſen dürfen, und wenn die Antwort verneinend lautet, da ſie weder vom Standpunkte der Moral noch von dem der Vernunft anders lauten kann, weßhalb wird er nun wegen der bloßen Erfüllung ſeiner Pflichten ſo hoch geprieſen und überdieß noch gar als ein Heiliger verehrt?"

Die Erwiederung auf eine ſolche den wohlverdienten Nachruf eines großen und frommen Mannes ſchmälern wollenden Grübelei iſt ſchon deßhalb keine ſchwierige, weil man eben nicht viel nach Beweiſen zu ſuchen braucht und einfach nur zu antworten hat: Leopold wurde aus keinem andern Grunde als ein Frommer und ſpäter als ein Heiliger befunden, weil ſeine Pflichterfüllung in ſo großem Umfange lediglich zur Ehre Gottes geſchah, wobei er nicht, wie andere Ruhmſüchtige, glänzen, nicht nach dem Beiſpiele Habſüchtiger gewinnen, ſondern nur ein treuer Diener Gottes ſein wollte.

Die meiſten Menſchen ſind nämlich während der ganzen Dauer ihres Lebens einem zweifachen Irrthume untergeordnet, welchem ſie ſich um ſo williger überlaſſen, weil

ſie ſich ihrer eigentlichen Stellung nie recht klar bewußt werden. Der eine Theil dieſes Irrthumes beruht nun auf dem Umſtande, daß gar viele Leute glauben, ſie ſeien etwas, nämlich ſie haben ſich um Niemanden und um Nichts zu bekümmern, weil ſie gleichſam auf ſich ſelbſt begründet ſeien.

Aus dieſem Wahne ſucht ſolche Verblendete jedoch der Apoſtel mit den Worten aufzuwecken: „So Jemand dafür hält, er ſei etwas, da er doch nichts iſt, ſo verführt er ſich ſelbſt.“

Wohl fühlen das jene Verblendeten, welchen die Worte des Apoſtels gelten, theilweiſe ſelbſt und ſind eben deshalb gar eifrig beſtrebt, ſich durch Das zu verherrlichen, was ſie ihr Eigenthum nennen. Häufig kann man aus ſolcher Leute Mund die Aeußerung hören: „Ich bin etwas, denn ein bedeutender Reichthum, große Kenntniſſe, eine hohe Stellung oder ausgezeichnete Talente ſind mein.“ Das iſt nun der zweite Theil des vorerwähnten Irrthumes, aus welchem der Apoſtel den Verblendeten wieder mit den Worten herauszuhelfen ſucht: „Was haſt du, ſo ferne du es nicht empfangen, und wenn du es empfangen haſt, was rühmſt du dich dann, als hätteſt du es nicht von anderswoher?“

Wie demnach unſer Leben und Daſein nicht in unſerer Willensmacht Begründung findet, ſondern geſchaffen iſt von Gott, der Das, was nicht iſt, in's Leben ruft, wie Das, was im Sonnenſtrahle wandelt, abruft, ſo iſt auch jede wahrhafte Habe, die nur die Verblendung Eigenthum nennt, eine Gabe, die uns der Schöpfer verliehen, denn es wird wohl Niemand behaupten können, daß er im Stande ſei, verkrüppelte Glieder durch gerade zu erſetzen oder eine Mißgeſtal-

[illegible]

Die Welt erkennt nämlich gewöhnlich nur Das als Werth an, was sich schätzen und tarifen läßt. So berechnet man, besonders in Geschäftsleben, den Werth eines Mannes auch dem materiellen und kaufgerechten seines Hauses, seiner Liegenschaften oder seiner Kapitalien. Deutlich erhellt daraus, daß man mit einer aufrichtig gestandenen verletzenden Unzarthen auf das Geld und auf die Liegenschaften ein weit größeres Gewicht lege als auf den Besitzer selbst, denn dieser Letztere geht eben vorüber, während sein Vermögen und seine unbewegliche Habe über seinem verschütteten Sarge in der Welt zurück bleiben.

Um eine rechte Ansicht von dem gewöhnlichen, ich möchte fast sagen, gemeinen Welturtheile zu bekommen,

braucht ein reicher Mann, den man ſeines Beſitzes halber aller Orten gar hoch geehrt und den man mit Complimenten und Schmeicheleien förmlich überſchüttete, nur plötzlich durch einen unvorhergeſehenen Schickſalsſchlag zu verarmen. Die Erfahrung, die ein ſolcher dann macht, iſt gewiß mit dem Schickſale eines Bergſteigers zu vergleichen, der eben noch von einer ſonnenüberſtrahlten Höhe der Alpenwelt an einer Ausſicht in unendliche Fernen ſich labet und plötzlich von einer niederdonnernden Lavine in einen kalten Schneeabgrund geriſſen wird, wo ſein hoffnungsloſer Blick nur auf ſchweigſame ſtarre Felſenwände fällt. Ja ſchweigſam und ſtarr blicken auch die Menſchen auf einen plötzlich verarmten Reichen, kein Kopf enthlößt ſich fürder, keine Lippe ſpendet Schmeicheleien, denn er iſt ja nichts weiter mehr als der geweſene Beſitzer von Kapitalien und Liegenſchaften, nach deren numeriſchen Werth man jetzt den nunmehrigen Beſitzer taxirt. Wie muß es da dem plötzlich Verarmten und deshalb vor den Augen der Welt Entwertheten zu Muthe werden, wenn er, was gar häufig der Fall iſt, nur Reichthümer geſammelt, um vor den Augen der Menſchen zu glänzen und um das ſchnöde Urtheil, er ſei ein Mann von Werth und Gewicht, ſich zu ſichern. Wenn er nun da in Gram und Betrübniß das Auge zum Himmel erhebt, um jenen Troſt jenſeits zu ſuchen, den er hienieden, wo ſich plötzlich Alles von ihm abwendet, nicht findet, wie niederſchmetternd müſſen da die früher angeführten Worte des heiligen Franz Seraphicus ihn treffen: „So viel Du vor den Augen Gottes biſt, ſo viel biſt Du und nicht mehr.“ Vor den Augen der Welt iſt er, wie bereits erwähnt, nichts mehr, denn den Werth, nach welchem man

ihn taxirte, hat er ja verloren, und vor Gott — was kann er vor Dem ſein, Den er über eiteln Spekulationen vergeſſen und Den zu ſuchen ihm überflüſſig erſchien, weil er ſich, gleichſam auf ſich ſelbſt begründet, genug dünkte? Ich bin nichts vor Gott, nichts vor den Augen der Welt! Welch' ein zerſchmetterndes Selbſtgeſtändniß, welch' eine Lehre nach allen Seiten hin im Kreiſe der Menſchen, welch' eine Lehre nach oben und welche nach unten, dem Grabe, wo ruhm- und hoffnungslos ein Menſch aufgeht, deſſen Andenken die Welt, der er nichts gilt, nicht bewahrt, und der, weil er nur für die Welt lebte, vor Gott nichts iſt? —

Daß nun jene irdiſchen Güter, welche ohne Tugend und getreue Pflichterfüllung vor Gott nichts gelten und mit welchen weder der Weiſe noch der Thor etwas Rechtes anzufangen verſteht, nicht als wahrer Werth bezeichnet werden könne, das ſahen bereits viele Leute ein und rühmen deshalb die Gaben des Geiſtes als die vorzüglichſten. In ihrem Lobe unerſchöpflich werdend, finden ſie gar nicht Worte genug, um die Erhabenheit der Wiſſenſchaft, die Würde der Gelehrſamkeit und den vielſeitigen Werth der techniſchen Künſte zu preiſen; auch erheben Viele die ſogenannte Weltklugheit über Alles, die durch Schlauheit da zum Ziele zu kommen weiß, wo häufig ſelbſt die gründlichſten Kenntniſſe nicht auszulangen pflegen. Man ſoll jedoch auch ſolche Gaben nicht höher ſchätzen als mit der Wahrheit ſich verträgt, denn unendlich ferne von ihrem großen Zwecke bleibt jede Wiſſenſchaft und jede Klügelei, die an der Unkenntniß Gottes kränkelt und die Menſchen in Anſehung ihrer hochwichtigſten Angelegenheit aus der einfachen heiligen Klarheit der Chriſtuslehre in Nacht

und Irrthümer führt. Weit entschiedener noch zeigt sich die selbstsüchtige Weltklugheit, trotz der ihr eigenen List und Verschlagenheit, in voller Nichtigkeit, denn immer schlägt für sie plötzlich einmal eine verhängnißvolle Stunde, wo sie dann nicht mehr ausreicht.

Eine alte Fabel gibt hierin die beste Auskunft; sie erzählt, wie einst drei Geschöpfe von sehr verschiedener Art, nämlich der Fuchs, der Igel und das Eichhorn in einem großen umfangreichen Walde zusammen trafen, wobei sie jener Mittel erwähnten, die sie anzuwenden pflegen, wenn es gelte sich aus Nöth und Gefahr zu helfen.

In harmloser Offenheit bekannte der Igel, daß er bei solchen Gelegenheiten nichts Besseres zu thun wisse, als sich zusammenzurollen und unbeweglich liegen zu bleiben, bis die Bedrängniß eben vorüber sei. Das Eichhorn redete von seiner Fertigkeit, in den Augenblicken der Noth in aller Hast einen hohen Baum zu erklimmen; der Fuchs hingegen bespöttelte solche Unbeholfenheit und rühmte an sich, daß er mit mehr als hundert Schlichen vertraut sei, die er je nach den Umständen anwende, um seinen Balg in Sicherheit zu bringen. Während die drei nun eben so zusammen redeten, wurde es plötzlich laut im Walde und das rasche Aufeinanderfallen von Schüssen ließ sie errathen, es werde Jagd gehalten. Wie vom Sturme herbeigeführt, erschienen daherjagend Hunde, die Fährte eines Wildes verfolgend. Den Igel, der sich rasch zusammengeballt, beschnupperten sie ohne sich der ihnen entgegenstarrenden Stacheln halber näher an ihn zu wagen; dem Eichhorne, das sich pfeilschnell auf einen Baumgipfel geflüchtet, bellten sie nach, den Fuchs aber, der sich sachte und unbemerkt durch die Büsche davon-

ſchleichen wollte, wurden ſie gewahr, verfolgten ihn und holten ihn alsbald ein. Nutzlos bewährte ſich dießmal ſeine Verſchlagenheit und verendend fiel er unter dem Biß der Hunde.

Dieſe Fabel gibt ein recht anwendbares Bild von dem menſchlichen Daſein, das häufig von Nöthen und ſchweren Drangſalen heimgeſucht wird. Wie dem Igel in der Fabel, iſt auch hier dem Einfachſten gewöhnlich am leichteſten geholfen. Er findet eben ſein Heil im Ausharren, eingedenk der Worte: „Im Schweigen und Harren wird euere Stärke ſein.“

Wie das Eichhorn auf dem Baume nimmt ein anderer Bedrängter ſeine Zuflucht zu Gott und erhebt ſich durch das Gebet über die Drangſale, treu der göttlichen Mahnung: „Rufe Mich an am Tage der Betrübniß und Ich werde Dich erhören!“ Der Schlaue hingegen, der auf ſeine Ränke vertraut, wird, wenn ſeine Stunde ſchlägt, plötzlich von allen ſeinen Kunſtſtücken ſich verlaſſen ſehen, und welche Stunde, frage ich hier, ſchlägt endlich Jedem ohne Ausnahme; welche Stunde iſt es, wo ſelbſt der Mächtigſte und Reichſte die verderbliche Wirkung, die ſie auf ſein Leben äußert, nicht abwehren kann, ſelbſt, wenn ihm alle Schätze und alle Heere der Welt zu Gebote ſtünden?

Es iſt dieß die Todesſtunde, jene Stunde, nach welcher, wenn ſie verklungen iſt, der Herr des Himmels und der Erde als unbeſtechlicher Richter von Jeglichem Rechenſchaft fordert und das Geſchöpf fragt, wie es ſich mit ſeinen Gaben auf Erden benommen habe.

Gedenken wir nun hier noch einmal der Stellung, die Leopold der Heilige auf Erden eingenommen. Seine ritter-

liche Geſtalt war eine Ehrfurcht einflößende und ſeine hohe Geburt verpflichtete Jeden hiezu; ſeine Gemahlin war die Tochter und die Schweſter eines römiſch-deutſchen Kaiſers, und Markgraf Leopold war ſelbſt einmal nahe daran zu dieſer höchſten Reichswürde erhoben zu werden. Er hatte viele Schätze und konnte deshalb den Wohlſtand in ſeinem Gebiete verbreiten; er war überaus glücklich im Kriege und durch ſeine Weisheit, wie früher erwähnt, weit und breit berühmt. Aus den verwickeltſten gefahrvollſten Verhältniſſen wußte er ſich ehrenhaft loszuringen und ſeine Kinder, womit ihn der Himmel reichlich geſegnet, zeichneten ſich alle durch vortreffliche Geiſtesgaben aus.

War nun aber der Markgraf Leopold ſchon dieſer Vorzüge halber der wohlgefällige Diener Gottes, der heilige Mann und der Gegenſtand der Verehrung?

Keineswegs, ſondern, weil er, wie ſchon früher erwähnt, ſich den Willen Gottes zur Richtſchnur ſeines Handelns machte und nichts weiter ſein wollte als ein treuer Knecht des Herrn, das heißt mit andern Worten, weil er bei aller Macht und Selbſtſtändigkeit doch an die ſtrengſte Sitte hielt, weil er in ſeinem ritterlichen Muthe nie auf ſeine irdiſche Herrlichkeit pochte und die Sanftmuth des Herzens ſich in Mitte des Kriegsgetümmels bewahrte; weil er ferner ſeine Reichthümer und Schätze zur Wohlfahrt ſeiner Unterthanen, für Dürftige, Kranke und Pilger und zur Förderung der Religion und der ſittlichen Bildung verwendete; weil er endlich bei all' ſeiner Macht ſeine Abhängigkeit von Gott und dem Erlöſer nie vergaß und bei ſeiner großen Klugheit doch immer ſchlicht

und gerecht den geraden Weg nach Gottes Geboten ging.

Sehet, Söhne Oesterreichs, lediglich aus diesen hier angeführten Gründen erwarb sich der längst zur Ruhe bestattete fromme Markgraf, den die Nachwelt als heilig preiset und den Oesterreich als seinen Schutz- und Landespatron verehret, jene kostbare Gabe, ohne welche alle übrigen Gaben wenig oder gar nichts werth sind. Diese Gabe, die für Leopold, den Heiligen, zur Habe wurde, ist nun aber nichts Anderes als die Gnade Gottes, die belebende Kraft, die den Menschengeist dadurch zu seiner rechten Stellung erhebt, indem sie ihn mit Gott befreundet und einigt und sein Wirken heiligt; ihr Maß allein bestimmt den wahren Werth des Menschen, und wenn man auf die mit entsetzlicher Raschheit sich füllenden Gottesäcker einen prüfenden Blick wirft, wo die Hüllen der Abgeschiedenen dem Moder übergeben werden, während all' Das, was sie lebend Gaben und Güter genannt, in der schnöden Welt zurück bleibt, so wird man unter heiligen Schauern zu dem Geständnisse gedrängt, Das, was der Mensch vor den Augen Gottes ist, das allein ist er und nicht mehr, denn wahrlich der Werth gilt allein, den der Herr anerkennt.—

Hieraus ergeben sich nun von selbst die in diesem Buche veranschaulichten Staatsbürger- und Christenpflichten als: Strenge Sittlichkeit, Gerechtigkeit, friedfertiger genügsamer Wandel, Vermeidung des Müssigganges und eine stets rege Bereitwilligkeit das Mitleid und die Hilfe da nicht zu versagen, wo wir im Stande sind sie einem Würdigen angedeihen zu lassen oder einen Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen.

Sieben Jahrhunderte ſind nun umgefloſſen, ſeit Markgraf Leopold, deſſen Wirken der Himmel ein ſo ſegensvolles Gedeihen gab, von hinnen ſchied und ſeine koſtbarſte Gabe, die Gnade Gottes, mit ſich in das Land der Verklärung hinüber nahm. Die Kaiſerſtadt war damals noch nicht erbaut, Oeſterreich war bloß die öſtliche Mark an der Grenze Pannoniens und nur einzelne Hütten lagen zerſtreut in den Auen der Donau.

Was iſt nun, frage ich an dieſer Stelle, ſeit jener Zeit nicht Alles geſchehen? — Ungeheuere Wendungen in den Schickſalen der Völker und der Cultur. Das oſtrömiſche wie das alt abendländiſche Weltreich ging unter; das Schießpulver und die Buchdruckerkunſt wurde erfunden, unermeßliche Welttheile entdeckt und das Weltall und die Geſtirne bekamen eine andere Anſchauung. Welch einen gewaltigen Umſchwung bekamen auch die bürgerlichen Verhältniſſe, die Wiſſenſchaft, der Handel und Verkehr, der Straßenbau und die Schifffahrt und welche anſtaunungswürdigen Reſultate hat die Dampfkraft und die des elektriſchen Drahtes geliefert.

Man kann ſagen, daß wir gleichſam in einer neuen Welt leben, die Keiner aus dem Zeitalter des Markgrafen Leopold mehr kennen würde.

Was jedoch bei all' Dem unverändert geblieben, das iſt das alte Sündenelend, die irdiſchen Leiden und der Tod, und dieſem Jammer gegenüber die unwandelbare Wahrheit, der einzig wahre Segen des Chriſtenthums. Wie damals, iſt Jeſus auch jetzt noch unſer Herr und Mittler; immer noch gibt es keinen andern Weg zum Vater als durch Ihn, der gelehrt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen."

Strebet daher, Söhne Oeſterreichs, zuvörderſt nach jenem allein echten Werthe, der vor Gott beſteht, und bedenket, daß, wer den Funken der wahren Erkenntniß und ſeiner heiligſten Pflichten hegt und nähret, dieſen Funken zur Flamme erhöhen kann, während er Jenem, der ihn vernachläſſigt, gänzlich erliſcht. Es verhält ſich eben hier, wie mit dem Magnete, der in ſteter Thätigkeit eine bedeutende Maſſe Eiſens zu tragen vermag, während er, wenn er müßig bleibt, ſeine Kraft verliert.

Um ein aneiferndes Beiſpiel zum Guten ſtets in der Nähe und vor Augen zu haben, brauchet ihr nur den Blick zu dem Throne euers Vaterlandes zu erheben. Iſt nicht der heilige Glaube das unantaſtbare Erbgut der Fürſten Oeſterreichs und leuchtet nicht von dieſem Throne aus die heilige Flamme der Andacht und einer ſittlich ritterlichen Thatkraft durch das ganze Land? Iſt nicht das beharrliche Streben nach Gottähnlichkeit das höchſte Ziel des jetzigen Regenten Oeſterreichs, der gleich Leopold dem Heiligen ſeinen ſchönſten Ruhm darein ſetzt, im vollſten Sinne Vater ſeines Volkes und ein treuer Diener Gottes zu ſein? Zeigte uns nicht dieß in rührendſter Weiſe eine erſt kurz umgeſchwundene Zeit? Erſcheint Oeſterreichs geliebter Regent nicht als ein getreuer Nachahmer ſeines Herrn und Meiſters, der gekommen iſt zu ſuchen, was verloren war? Oeffnete er nicht, als er in ſeine fernen Lande reiſte, den Verlornen und mit ſchwerer Schuld Belaſteten ſein zum Vergeben ſtets geneigtes Herz und ſeine väterlichen Arme? Erſcholl nicht der Ruf: „Gnade und Verzeihung!“ in die finſtere Kerkernacht und ließ er nicht allenthalben Spuren ſeiner überſchwenglichen Milde, ſeiner Herrſchergüte

und Thränen der Reue und der Beschämung an den Wangen versöhnter Feinde zurück, die seine Huld ihm gleichsam neu gewannen?

Steht er nun, es ist das meine letzte Frage, die ich in diesem Buche an euch, Söhne Oesterreichs, richte, nicht wahrhaft groß vor der Welt da und wird ihm nicht einst Gott jenen Werth zuerkennen, der, wie ich es vorhin gezeigt, allein echt und wirklich schätzbar ist?

Ja gewiß! Seid deshalb unterthan diesem euerm Herrn, über dem der verklärte Geist Leopold des Heiligen, seinen Thron und das Land beschirmend, schwebt, und lebet nach den Gesetzen des heiligen Glaubens, sonst entäußert ihr euch verblendet eueres Werthes und zwar vor Gott, dem Kaiser und dem Vaterlande! —

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort	3
I.	
Gewalt und Recht	11
II.	
Das Gesetz	19
III.	
Arbeit und Verdienst	31
IV.	
Geistige Arbeit	44
V.	
Die Wichtigkeit der Zeit	61
VI.	
Das Gebet	77
VII.	
Wahrer Patriotismus	101
VIII.	
Die drei Hauptstände	117
IX.	
Das Fürstenwort und die Volksmündigkeit	145
X.	
Der wahre Werth des Menschen	168

PB-41794-SB
5-16
cc-B/T

DB 86 .A4 C.1
Der junge Staatsburger
Stanford University Libraries
3 6105 037 489 650

DB
86
A4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.